

Judenchristliche Mitglieder in Baptistengemeinden im „Dritten Reich“.

Roland Fleischer

Mit diesem Beitrag¹ werden die Lebensschicksale von Judenchristen, die in der NS-Zeit zu Baptistengemeinden gehörten, in Form von Biogrammen dokumentiert. Diese folgenden 44 Biogramme, darunter sieben Holocaustopfer², dazu kommen nach neuen Forschungen drei Mitglieder einer Brüdergemeinde (Familie Kogut, Siegen) können somit vor dem Vergessen bewahrt werden. Aufgrund der Quellenlage sind die einzelnen Lebensläufe nur unterschiedlich lang dokumentierbar. Die vorliegende Zusammenstellung beruht auf Gemeindefestschriften und Aufsätzen sowie eigenen Nachforschungen in Gemeindearchiven, staatlichen Archiven, dem Oncken-Archiv Elstal und Korrespondenz mit Familienangehörigen, Zeitzeugen und Historikern. Durch die erweiterte Veröffentlichung werden sich weitere Spuren zu baptistischen Judenchristen finden lassen. Einige der folgenden Baptisten jüdischer Herkunft sind einer größeren Öffentlichkeit noch unbekannt.

Diesen Menschen gilt unser ehrendes Andenken. Wir Baptisten sind im Umgang mit ihnen schuldig geworden; gleichwohl gab es auch manche mutige Hilfe. Wir haben ihnen als unseren christlichen Brüdern und Schwestern aus Gottes ersterwähltem Volk die nötige Solidarität verweigert. Dies geschah aus Angst ums eigene Überleben im totalitären Staat (NS-Zeit) und wegen unserer Verstrickung in den

¹Diese Zusammenstellung von Baptisten jüdischer Herkunft erscheint hier in wesentlich erweiterter Form gegenüber der Erstfassung bei LEISTEN, HANS-JOACHIM: Wie alle andern auch. Baptistengemeinden im Dritten Reich im Spiegel ihrer Festschriften. Mit einem Anhang von Roland Fleischer, Hamburg 2010, 157-184. Die Biogramme sind in Kombination zum Beitrag FLEISCHER, ROLAND: Baptisten jüdischer Herkunft in der NS-Zeit. Schicksale, Umgang, Hintergründe, in: Theologisches Gespräch 36/2012 (Heft 3), 107-128 zu lesen. Im Archiv dieser Zeitschrift ist diese Sammlung ebenfalls zu finden. Zur Israeltheologie der Baptisten in der NS-Zeit vgl. meinen Beitrag in ZThG 23/2018, 53-77.

² Es sind: Josef Halmos, Elly Krimmer, Max Michaelis, Klara Pflugk-Nagel, Adele Rühl, Else Selka. Auch Gertrud Krämer muss man jetzt als siebtes bekannt gewordenen baptistisches Holocaustopfer dazuzählen. Dazu kommt neu Familie Kogut aus der BfC-Gemeinde Siegen-Weststraße: David, Debora und Hedwig (Die Bezeichnung Märtyrer für die judenchristlichen Opfer der NS-Zeit scheint mir nicht mehr angemessen, stattdessen nenne ich sie Holocaustopfer)

Geist des Antijudaismus und Antisemitismus. Beschämend ist aus heutiger Sicht, dass ihre tragischen und bewegenden Lebensgeschichten in den Jahren nach 1945 entweder verschwiegen oder mit Desinteresse übergangen wurden. Erst seit den 1970er Jahren setzt ein Umdenken ein.

Schulderklärungen des BEFG³ zur Judenverfolgung:

1.) Wort der BL⁴ zur 'Kristallnacht' 1938, verabschiedet im November 1978:

...ist der 9. November ein Tag tiefer Scham und Trauer. Seit diesem Tag liegt die Last einer großen Schuld auf unserem Volk. Durch anti-jüdische Vorurteile, durch Interesselosigkeit und mangelnde Hilfsbereitschaft haben viele ... dazu beigetragen, dass der nationalsozialistische Staat den Weg zur sog. 'Endlösung' der Judenfrage beschreiten konnte. Als unsere jüdischen Mitbürger bedroht und verfolgt wurden, haben viele tatenlos zugesehen und unter dem Druck des totalitären Regimes geschwiegen. Umso dankbarer erinnern wir uns der wenigen, die sich unter Einsatz ihres Lebens verfolgter Juden angenommen haben...

2.) Zum Verhältnis von Juden und Christen. Eine Handreichung für die Gemeinden des BEFG, verabschiedet am 07. Mai 1997 in Hamburg:

5.5 Im Blick auf unsere Geschichte als Baptisten- und Brüdergemeinden, die im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland zusammengeschlossen sind, erklären wir:

5.5.3 Wir bekennen unser schuldhaftes Versagen und beklagen: alle öffentliche oder heimliche Abgrenzung und Desolidarisierung vom Judentum in der Zeit der NS-Herrschaft; die auch im Raum unserer Gemeinden erfolgten Denunziationen von judenchristlichen Glaubensgeschwistern; alle antisemitischen und antijudaistischen Äußerungen und Verhaltensweisen in unseren Reihen...

Herta Andree⁵

(geb. 6.11.1919 in Hamburg – gest. 28.7.2006 in Hamburg)

³ Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, K.d.ö.R.

⁴ Bundesleitung

⁵Quellen: E-Mail Hans Rothkegel, 15.11.2010; E-Mail Martin Rothkegel, 28.10.2010; E-Mail Harald Frey, 25.11.2010 und 29.11.2010; Mitgliederverzeichnis/Register EFG HH-Altona; Wiedergutmachungsakte 43243 (Herta Andree) Staatsarchiv Hamburg.

Mitglied in der EFG HH-Altona seit 1957. Ihre Eltern, Dr. Hermann Andrée, Rechtsanwalt in Blankenese und Ehefrau Anna, geb. Witting, schickten sie als Kind nach England (17.6.1935). Herta Andrée: „Ich ging 1935 nach England.“ Sie war damals 15 ½ Jahre alt. Die Großeltern (mütterlicherseits?) waren jüdischer Herkunft. In England machte sie die Ausbildung als Krankenschwester, Hebamme und Fürsorgerin.

Getauft wurde sie in London in einer Baptistengemeinde am 1.9.1940. Dort überlebte sie NS-Zeit und Krieg. Sie war zuletzt Fürsorgerin in Newcastle (health visitor), bevor sie am 13.4.1956 nach Hamburg-Blankenese zurückkehrte, um ihre 67jährige Mutter zu pflegen. Der Vater war damals 73. Da das englische Fürsorgerinnen-Examen nicht anerkannt wurde, holte sie ihre Ausbildung beim sozialpädagogischen Institut als Wohlfahrtspflegerin nach. Sie arbeitete dann als Gesundheits-Fürsorgerin. Sie war ledig.

Ruth Baresel, geb. Köbner⁶
(7. 3. 1876 Kopenhagen – 18. 10. 1972 Stuttgart)

Geboren in Kopenhagen als einzige Tochter von Julius Köbner aus seiner zweiten Ehe; aufgewachsen in der Familie Scheve in Berlin; dort von Vater Scheve 1888 getauft; verheiratet seit 1898 mit Wilhelm Baresel mit dem sie seit 1901 in Stuttgart lebt und sich in der Gemeinde (Silberburgstraße, heute: Forststraße) engagiert. Mit ihm hat sie 5 Kinder.

Schon früh ist sie diakonisch tätig. Im 1. Weltkrieg gründet und leitet sie eine Kinderkrippe in Stuttgart. Daraufhin verleiht ihr der württembergische König 1916 das Charottenkreuz.

Mit der ihr befreundeten Berta Gieselbusch gründet sie 1932 den Bundes-Frauendienst als 2.Vorsitzende und ist daneben in der Waisenfürsorge des Bundes tätig, führt Mütterfreizeiten durch und arbeitet im Frauenkomitee des Weltbundes mit. Obwohl sie Tochter eines geborenen Juden ist, steht sie in diesen Funktionen im Dienst nachweisbar bis 1939. Noch im März 1943 ist sie im Verzeichnis der Stuttgarter Gemeinde aufgeführt. 1930 gibt sie im Oncken-Verlag Kassel eine umfangreiche Biographie über ihren Vater Julius Köbner heraus.

⁶ Quellen: Jahrbücher des Bundes der Baptistengemeinden in Deutschland 1932-1939; Nachlass Ruth Baresel sowie Hermann und Ilse Gieselbusch, geb. Baresel (Zeitschriften-Artikel, Briefe, Aufzeichnungen, Dokumente u. dgl.) im Oncken-Archiv (?) und im Köbner-Kabinett, Elstal; Archiv der EFG Stuttgart, Forststraße.

Kurzbiographie über Ruth Baresel-Köbner von Roland Fleischer (Oktober 2014/Januar 2015), siehe Historisches Lexikon des BEFG.

Hans-Wolfgang Ber⁷

(geb. 20.3.1902 in Frankfurt – gest. 6.1.1980 in Arnsberg)

Judenchrist, erst im Bund Freier ev. Gemeinden (FeG) dann im Bund Ev.-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten). Er stand möglicherweise bis Ende der 30er Jahre auf der Predigerliste der FeG.

Er wurde als zweiter Sohn einer reichen Familie in Frankfurt geboren. Der Vater war Jude. H.-W. Ber kam zum christlichen Glauben und wurde vermutlich Mitglied einer Freien ev. Gemeinde. 1927 begann er eine Ausbildung auf der Predigerschule der Freien ev. Gemeinden in Wuppertal-Vohwinkel. Er habe sich aber auch um die Ausbildung am baptistischen Predigerseminar in Hamburg bemüht. Seit 1932 war er nachweislich im Dienst der FeG-Gemeinde Waldenburg/Schlesien, einer Außenstation der FeG Schweidnitz. In Waldenburg ist er laut Zeitschrift „Der Gärtner“ mit Anschrift 1932 und 1933 verzeichnet, zuletzt Ring 1, die zugleich Anschrift der Gemeinde Waldenburg ist. Seit 1933 mit der Bezeichnung „Prediger.“ Also traf sich im Haus des Predigers Ber die Stationsgemeinde zu ihren Gottesdiensten. 1933 heiratete er; mit Ehefrau Lydia hatte er fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter.

Pastor Helmut Kissel (Bad Tölz) lernte ihn in der Gemeinde Soest kennen und berichtet: „Er war in der Nazizeit Prediger einer Gemeinde im damaligen Schlesien. Er durfte jedoch seinen Beruf nicht mehr ausüben und wurde entlassen, weil er ‚Jude‘ war. Er wurde verfolgt, fand aber bei Baptisten damals Unterschlupf... Er wurde überzeugter Baptist...Er hatte noch ein Vorurteil gegen die Freie ev. Gemeinde und ihren Bund, der ihn in der Nazizeit entlassen hatte.“ Von Baptisten sei er damals überall gedeckt worden und „bekam jegliche Unterstützung, sodass er die Nazizeit mit seiner Familie überlebte und vor dem Holocaust bewahrt wurde.“ Schwiegertochter Christa Ber (Arnsberg), die die letzten Jahre mit ihrem Mann zusammen mit den Schwiegereltern in Arnsberg lebte, weiß noch weitere

⁷Quellen: Brief Helmut Kissel, Bad Tölz, v. 28.1.2011; Brief Christa Ber, Arnsberg, v. 2.3.2011; E-Mail Bibliothek Theologisches Seminar Ewersbach vom 18.3.2011; Der Gärtner 13/1932, S.207; 2/1933, S.36f.42 und 15/1933, S.302; Jahrbuch d. Bundes Freier ev. Gemeinden 1934/35, Witten 1936, S. 17; E-Mail Hartmut Weyel v. 6.4.2011.

Einzelheiten zu erzählen. Bis 1941 habe die Familie im Haus der Eltern in Waldenburg gelebt. Die Gottesdienste seien von den Nazis überwacht worden. Dennoch hätten Gemeindeglieder die Familie unterstützt und mit Lebensmitteln versorgt. Ab 1941 sei dann Hans-Wolfgang Ber abgeholt und jeweils für Wochen nach Auschwitz gebracht worden [vermutlich zur Zwangsarbeit, R.F.]. In der Zeit dazwischen konnte er zu seiner Familie zurückkehren. Sowohl aus der Gemeinde wie auch von Seiten der Nazis sei die Mutter aufgefordert worden, sich von ihrem jüdischen Ehemann zu trennen. Das habe sie aus christlicher Überzeugung nicht getan. 1946 sei Hans-Wolfgang Ber dann als Sterbenskranker mit Familie in den Westen in die Nähe von Frankfurt gekommen, nach Laubach in Hessen, weil dort eine Tante wohnte. Später baute sich die Familie ein Haus in Niedereimer/Arnsberg, wo er eine Hausgemeinde leitete, die dann Station erst der Gemeinde Hamm dann der Gemeinde Soest wurde. Nach den Erfahrungen der Nazizeit, aber wohl auch wegen seiner Herzkrankheit habe er den Pastorendienst nicht mehr hauptamtlich ausgeübt. Er verdiente sich den Unterhalt als Handelsvertreter. Aber er versah noch viele Predigtdienste. 'Die Botschaft' müsse weiter verkündigt werden, war seine Begründung.

Zuletzt war er Mitglied der Freikirchlichen evangelischen Gemeinde Soest. Er ist am 6.1.1980 in Arnsberg verstorben.

Gertrud Birnbaum⁸

⁸Quellen: HERBST, DETLEV: Jüdisches Leben im Solling. Der Synagogenverband Bodenfelde-Uslar-Lippoldsberg und die Synagogengemeinde Lauenförde, Uslar 1997, 185f. 223-225; ein Bild von ihr S. 224; http://www.sollingschule-uslar.de/themen/news/stolpersteine/pdf/Stolpersteine-Sie_waren_unsere_Nachbarn.pdf (Zugriff 23.6.2012); Gemeindegister EFG Uslar (Brief Hajo Rebers v. 16.9.2009); E-Mail von Christoph Haus v. 25.6.2010; Erinnerungen an Menschen und Schicksale in der Pommerschen Evangelischen Kirche am Ende des II. Weltkrieges, hrsg.v.d. Pommerschen Evangelischen Kirche, Greifswald 2008, S. 32 (Joachim Pfannschmidt); nach Auskunft von Martina Voigt, E-Mail vom 11.6.2011, Mitarbeiterin der Gedenkstätte Stille Helden, Berlin, war sie definitiv nicht Mitglied der NSDAP (so in der ursprünglichen Fassung der Internet-Doku). Auch sonst enthalte das Lebensbild der Sollingschule einige Fehler (diese sind inzwischen korrigiert); http://www.sollingschule-uslar.de/themen/news/stolpersteine/birnbaum_gertrud.html (Zugriff zuletzt am 27.8.2014)

(geb. 30.9.1897 in Bösingfeld bei Lemgo – gest. 4.4.1956 in Uslar)

Tochter des jüdischen Apothekerehepaares Georg und Helene Birnbaum. Am 11. November 1916, also mit 19 Jahren, wurde sie in Dresden durch Friedrich Bösenberg, Berlin, getauft. In Berlin studierte sie Pharmazie als eine der ersten Frauen in Deutschland. Vermutlich blieb sie in Berlin bis sie im Juni 1927 von der Baptistengemeinde Berlin N.W. „Bethanien“, Lützowstraße - damals wohl ein Stationslokal der Gemeinde, heute Berlin-Moabit - nach Uslar zureiste. In der Berliner Lützowstraße hielt zeitweilig auch Naphtali Rudnitzky regelmäßige Versammlungen für Christen und Juden ab; so 1920 und ab Juni 1926 bis 1927. Seit 1928 arbeitete sie als Apothekerin in der Ratsapotheke Welter in der Langen Straße in Uslar und wurde „ein engagiertes und sehr geschätztes Mitglied der Uslarer Baptistengemeinde“. Sie besuchte auch die Gottesdienste in Northeim und Einbeck. Nach 1935 wurde ihre jüdische Herkunft bekannt. In der Folge sah sie sich Anpöbeleien, Belästigungen und gehässigen antisemitischen Presseartikeln ausgesetzt. Gertrud Birnbaum besaß einen Danziger Pass, den sie trotz heftigen Drängens der Behörden nicht gegen einen deutschen eintauschte. Dieser Pass gab ihr als quasi Ausländerin erhöhte Sicherheit. Als ein weiterer Hetzartikel gegen sie am 19.12.1938 im „Heimat-Beobachter“ erschien - der Artikel ist im Archiv der Ev.-Freikirchlichen Gemeinde Uslar aufbewahrt - entschloss sie sich, Uslar zu verlassen. Bis dahin wurde sie vor dem Zugriff der Gestapo durch Familie Rien, vor allem Vater Adolf Rien, geschützt. Sie waren ebenfalls Mitglieder der Baptistengemeinde Uslar.⁹ Der Besitzer der Ratsapotheke Heinrich Welter brachte sie im Schutz der Dunkelheit zum Uslarer Bahnhof. Im Gemeinderegister der EFG Uslar ist verzeichnet: „Entlassen an die Gem. Kassel im Jan. 1939.“ Dort wird sie aber nicht eingetragen.¹⁰ Zuerst hielt sie sich in Kassel versteckt. 1939 fand sie Zuflucht bei einer mit ihr befreundeten Baptistenfamilie namens Haus in Hohnstedt im Landkreis Northeim. Enkel Christoph Haus schreibt dazu: „Sie wurde von meiner Oma als Fritz [der spätere Reverend Dr. Fritz Haus, Südafrika] Freundin ausgegeben, die bei Familie Haus in Hohnstedt im Haushalt und im Garten half. Und meine Oma Frieda hat sie eines Tages zum Bäcker geschickt, wo sie von einem Parteimitglied aus Uslar erkannt wurde. Fritz hat sie dann noch am gleichen Abend auf ihrer hektischen Flucht begleitet.“ Von Fritz Haus begleitet, verließ sie den Ort noch am selben Abend. Von Kreiensen gelangte sie über Magdeburg, Dresden und Leipzig nach Halle, tauchte dort jeweils für kurze Zeit bei Bekannten und Freunden unter, bis sie Anfang 1940 von der Pastorenfamilie Pfannschmidt in

⁹ Tel. mit Ursula Mascher, geb. Rien, Hofgeismar, 7.2. und 9.3.2012

¹⁰Auskunft von Günter Schmidt, Vellmar bei Kassel (Brief v. 23.2.2012).

Groß-Kiesow bei Greifswald aufgenommen wurde. Pastor Joachim Pfannschmidt (1896-1945) war Mitglied der Bekennenden Kirche. Er versuchte auch mit Hilfe des brandenburgischen Probstes Grüber noch eine Ausreisemöglichkeit für Gertrud Birnbaum zu erreichen. Als alle Bemühungen erfolglos waren, blieb sie als Haushaltshilfe im Pfarrhaus. Sie war sich ihrer gefährlichen Lage und der damit verbundenen Gefährdung der Familie Pfannschmidt durchaus bewusst, denn die Gestapo überwachte die Familie Pfannschmidt. Sie verhielt sich dabei so normal und unverdächtig wie möglich und verließ das Pfarrhaus, um Besorgungen zu machen und beteiligte sich sogar an Haussammlungen für das Winterhilfswerk. Im August 1944 verließ Gertrud Birnbaum Groß-Kiesow und arbeitete in der Einsatzküche einer Schippkolonie des Reichsarbeitsdienstes in Hinterpommern, die Schützengräben ausheben sollte. Dadurch gelang es ihr, ihre wahre Identität zu verbergen. Auch besuchte sie als „Illegale“ regelmäßig die Gottesdienste der baptistischen Gemeinde in Greifswald¹¹. Ende Januar 1945 schloss sie sich einem Flüchtlingstreck an. In den Dörfern, durch die sie zog, versuchte sie, Gelegenheitsarbeiten zu finden. Zwischen März und Juni 1945 arbeitete sie für Dienststellen der sowjetischen Streitkräfte. Zu dieser Zeit war sie schon stark geschwächt von den Entbehrungen und Anstrengungen der letzten Jahre. Kurz vor Weihnachten 1945 kehrte Gertrud Birnbaum nach Uslar zurück und nahm zu Heinrich Welter Kontakt auf, der sie schließlich wieder einstellte. Sie musste wieder als Apothekerin arbeiten, um ihre Approbation nicht zu verlieren. Im Jahre 1949 nahm sie einen Jungen aus einem Waisenhaus in der Nähe von Erfurt als Pflegekind auf. 1950 verließ sie Uslar und übernahm die Leitung der Einhorn-Apotheke in Adelebsen. 1952 eröffnete sie in Hannover mit einer Teilhaberin eine eigene Apotheke in der Kurt-Schumacher-Straße, die Paracelsus-Apotheke. Sie starb am 4.4.1956 nach langer schwerer Krankheit in Uslar und wurde auf dem Friedhof der dortigen Evang.-Freikirchlichen Gemeinde an der Straße nach Eschershausen beerdigt (wiedergegeben nach dem ausführlichen Lebensbericht von Detlev Herbst, 1997, und der ergänzten Internet-Dokumentation der Sollingschule in Uslar aus dem Jahre 2007).

Offenbar war einer ihrer Fluchthelfer im Jahre 1939 der spätere Reverend Dr. Fritz Haus in Südafrika. Seinen Bericht hat HANS-JOACHIM LEISTEN aufgeschrieben.¹² Am 23. Januar 2008 wurde für Gertrud Birnbaum (sowie für zwölf andere NS-Opfer) im Rahmen eines Projektes der Sollingschule, dem sich schließlich auch die Stadt Uslar anschloss, ein „Stolperstein“ verlegt in der Lange Straße 26.

¹¹ Auskunft von Martina Voigt, Berlin, E-Mail v. 11.6.2011.

¹²LEISTEN, Wie alle 111f; Dr. Fritz Haus starb am 3.4.2010 in Südafrika.

Katharina Elsa Brückner, geb. Bick¹³
(geb. 21.7.1884 in Görlitz/Schlesien – gest. 25.11.1972 in Weltersbach)

Der jüdische Vater David Adolf Bick (1845-1933) kam in Schlesien zum christlichen Glauben. Er wurde daraufhin aus der Synagoge ausgeschlossen und von den Mitgliedern der Synagoge gemieden. Elsa Bick wuchs also in einem christlichen Elternhaus auf und fand zum persönlichen Glauben. Sie heiratete Prediger Johannes Brückner (1882-1957) am 24.3.1908 in Görlitz. Ein Sohn, Johannes, wurde ihnen in Schweidnitz/Schlesien geboren. Ihr Mann, der wie sie aus Görlitz/Schlesien stammte, wurde nach Selbststudium und einer zweijährigen Ausbildung in St. Chrischona Prediger erst im Bund Freier evangelischer Gemeinden in Schweidnitz, Brieg, Wetter, 1907-1913, dann Baptistenprediger in Hagen 1913-1923, Varel -1929, Chemnitz – 1935, Potsdam – 1942, Lauban/Schlesien – 1945 und Görlitz – 1951. Er starb 1957 in Görlitz. In Hagen wurde er als Prediger der Baptisten anerkannt.

Eine Enkelin berichtet: „Vom damaligen Bundeshaus [ergänze: der Baptisten] hat Paul Schmidt Johannes Brückner empfohlen, sich von seiner Ehefrau zu trennen, um so allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Diese Lösung konnte

¹³Quellen: Festschrift 100 Jahre Baptistengemeinde Chemnitz 1994, bearbeitet v. W.Jöhrmann, 40.48-52; LEISTEN, Wie alle 107.108-110; STRÜBIND, ANDREA: Die unfreie Freikirche. Der Bund der Baptistengemeinden im „Dritten Reich“, Wuppertal ²1995, 266f Anm. 43; DIES.: „Wir Christen unter Zuschauern“. Die deutschen Baptisten und die Judenverfolgung in der Zeit der NS-Diktatur, in: STOKTOSA, KATARZYNA/STRÜBIND, ANDREA (Hgg.): Glaube-Freiheit-Diktatur in Europa und den USA (Festschrift für Gerhard Besier zum 60.Geburtstag), Göttingen 2007, 125; Predigerlisten und Jahrbücher BEFG; Nachruf J.Brückner in: Wort und Werk 10/1957, 118 und in: Die Gemeinde 36/1957, 9; Archiv Diakoniewerk Weltersbach (Brief Christoph Becker v. 2.10.2009); Brief Dietrich und Doris Woock, geb. Brückner, vom 9.10.2009; Johannes und Elsa Brückner (Kurzbiographie von Andrea Strübind/Roland Fleischer) in: H.Ludwig u.a. (Hg), Evangelisch getauft - als "Juden" verfolgt. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch, Stuttgart 2014, S. 66f.

Johannes Brückner aus ethischen Gründen als Pastor und gläubiger Christ nicht annehmen“ (Brief Dietrich und Doris Woock).
Im ersten Jahresbericht in Chemnitz schreibt Johannes Brückner 1929: „Die Judenmissionsarbeit, ein so wichtiger, aber oft vernachlässigter Dienst, ist begonnen und soll noch mehr ausgebaut werden. 'Gedenkt Israels'!“ In Chemnitz wurde Prediger Brückner in einem offenen Brief von einem Gemeindeglied 1933 wegen „nichtarischer Abstammung [ergänze: seiner Frau], judenfreundlicher Gesinnung, politischer Meinungsverschiedenheiten“ angeklagt und beim Sächsischen Ministerium angezeigt, „wodurch sich innerhalb der Gemeinde ein nicht geringer Kampf entspann.“ Darauf erfolgten mehrere Verhöre des Predigers in seiner Wohnung, eine Durchsuchung seiner Bibliothek und weitere Verhöre im Polizeipräsidium. Die drei Brüder, die gegen den Prediger öffentlich Anklage erhoben hatten, wurden von der Gemeinde mit einer Mehrheitsentscheidung ausgeschlossen. Aber als schließlich „die sächsische Regierung, um Schlimmeres zu verhüten, Brückners Abwanderung aus Sachsen verlangte“ (so die Darstellung in der Festschrift von 1994), verließ Prediger Brückner im Februar 1935 die Gemeinde und ging mit Familie nach Potsdam. Der Sohn, Johannes Brückner jun. schildert demgegenüber, dass man im Sächsischen Staatsministerium „gewusst habe, dass Prediger innerhalb des Bundes ihren Dienort wechseln können. Sie haben Johannes Brückner sen. empfohlen, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, um eine diffamierende Ausweisung aus Sachsen zu vermeiden. Diesen Vorschlag hat er offenbar verwirklicht.“ (Brief Dietrich und Doris Woock)
Ehepaar Brückner war in Potsdam im Gemeindedienst bis Oktober 1942, danach in Lauban/Schlesien bis zum Kriegsende und schließlich in Görlitz bis 1951. Hier wurde er auch Leiter der Ev. Allianz. Einige Zeit nach dem Tod ihres Mannes zog Else Brückner 1962 nach Weltersbach und lebte dort bis zu ihrem Tod am 25.11.1972.

Margrete Chwolles, geb. Mustin¹⁴

¹⁴Quellen: Elly Rickborn (94) und Theo Wieske (79), Telefonate im November 2009, beide EFG Hamburg-Eimsbüttel; Jahrbuch 1945, Mitgliederverzeichnisse ab 1957, Mitteilungsblatt v. 29.7.1955 der EFG Hamburg-Eimsbüttel; Tel. Carsten Pusch, Neumünster, 23.11.2010; Tel. Liesel Dorra, Welzheim, 24.11.2010; Tel. Anni Herdmann, Hamburg, 30.11.2010 und Brief vom 7.12.2010; Wiedergutmachungsakte 4572 (Paul Chwolles) Staatsarchiv Hamburg; Central Database of Shoah Victims' Names, Yad Vashem.

(geb. 20.5.1893 in Hamburg – gest. 18.12.1986 in Hamburg)

Nichtjüdin, aber verheiratet mit einem Juden aus Litauen. Er hieß

Saul-Paul Chwolles

(geb. am 8.4.1880 bei Wilna – im Juni 1941 bei Kowno/Litauen erschossen)

Er war von Beruf Kaufmann, sie Kontoristin. Geheiratet haben sie in Hamburg am 21.4.1921.

Aus der Wiedergutmachungsakte geht hervor:

Paul Chwolles besuchte in Wilna das Gymnasium und begann danach ein Apothekerstudium, dieses brach er aber ab, um Verwandte in USA für ein halbes Jahr zu besuchen. Nach seiner Rückkehr arbeitete er als Hauslehrer auf russischen Gütern, bis er in das Holzhandelsgeschäft seines Vaters eintrat. 1914 nach Hamburg gekommen, arbeitete er im Unternehmen seines Bruders. Nach seiner Verheiratung im Jahre 1921 führte er mit seiner Ehefrau selbständig ein Musikaliengeschäft bis sie 1929 die Hausverwaltung bei der Harburger Wohnungsgesellschaft übernahmen.

Paul Chwolles wurde am 30. Juni 1933 als Verwalter eines Wohnhausblocks mit 456 Wohnungen entlassen, zusammen mit seiner Ehefrau.

Anni Herdmann, Hamburg-Eimsbüttel, berichtet:

„Herr Chwolles war in Hamburg-Harburg Hausmeister. Alle drei Kinder (Benedikt, 25.10.1920, Hans, 23.12.1921 und Eleonore, 11.5.1926) gingen in Harburg zur Schule. Ab 1933 haben alle sehr viel Schwierigkeiten gehabt, weil sie Halbjuden waren. 1934 sind sie mit dem Schiff nach Memel gefahren“. Die Familie verdiente sich etwas Geld mit einer Wäschemangel. Sie vermutet, dass Saul Chwolles ins Getto von Wilna/Litauen zwangseingewiesen wurde, wo er umkam.

Der Sohn Hans reichte ein Gedenkblatt (A Page of Testimony) bei Yad Vashem in Jerusalem ein (etwa in den 1980er Jahren). Daraus geht hervor, dass der Vater am 8.4.1880 in Szuprany bei Wilna geboren wurde und von 1915 – 1934 in Hamburg lebte. Sein Beruf wird mit Kaufmann angegeben. Später ging er nach Memel, bis er 1940 nach Kowno in Litauen floh. Dort sei er verhaftet und im Alter von 61 Jahren (also 1941) als Jude und Hitlergegner erschossen worden. („He was found out, arrested and shot for being a Jew, who despised Hitlers Nazi regime openly“)

Er wurde amtlich für tot erklärt auf den 30.6.1941.

Margrete Chwolles kam mit ihren drei Kindern während des Krieges von Memel nach Hamburg zurück und wurde Mitglied der Baptistengemeinde HH-Eimsbüttel.

Zum ersten Mal ist sie mit ihrem Sohn Hans im Jahrbuch 1945

(Mitgliederverzeichnis, hg. im Mai 1946) als Witwe verzeichnet. Auch der Sohn Benedikt wurde Mitglied im Jahr 1955.

Theo Wieske, Hamburg-Eimsbüttel, erinnert sich: Ihr jüdischer Mann habe sich noch in Litauen von ihr getrennt, um sie und die Kinder zu schützen. Da sie in Hamburg keine Wohnung bekam, lebte sie mit ihren Kindern zuerst in einer Ruine, und wurde von Gemeindegliedern versorgt. Sie starb 1986.

Anni Herdmann berichtet weiter: Eine leibliche Schwester von Margrete Chwolles, Emma Mustin (sie steht im Mitgliederverzeichnis von 1945, danach jedoch nicht mehr), habe sie 1940 nach Hamburg zurückgeholt. In der Nähe vom Rathaus hätten sie in einer ausgebrannten Wohnung gehaust, später zogen sie in die Bebelallee. Margrete Chwolles lebte bis zu ihrem Tod 1986 in Hamburg als Mitglied der EFG HH-Eimsbüttel.

In der Wiedergutmachungsakte findet sich folgendes Lebenszeugnis von Margarete Chwolles vom 14. März 1954:

„Im Juli 1933 verloren wir aus rassistischen Gründen unsere Stellung als Verwalter bei der Deutschen Wohnungsbaugesellschaft in Harburg. Da mein Mann die litauische Staatsbürgerschaft besaß und ... bedroht wurde, siedelten wir im Mai 1934 nach Memel über. Nach anfänglicher Ausführung sehr niedriger Arbeiten haben wir uns mit viel Mühe einen in Memel ganz unbekanntem Heißluftmangelbetrieb aufgebaut, der im Laufe der Jahre, da als einziger am Ort, sehr gut mit Tag- und Nachtbetrieb ... und unsere 5köpfige Familie nebst Angestellten und Hausmädchen gut ernährte. Alle drei Kinder konnten höhere Schulen besuchen. März 1939 durch den Einmarsch Hitlers verloren wir auch diese Existenz. Es erfolgte die Ausweisung meines Mannes. Anfangs gelang es mir durch meine Tätigkeit als Bürokräftin der Kohlenfirma Max Pawlowski für den Unterhalt der drei Kinder zu sorgen bis das Arbeitsamt genannter Firma meinerwegen Schwierigkeiten machte und ich entlassen wurde. (Man verlangte von mir die Scheidung von dem jüdischen Ehemann). Ein sehr rabiater SS-Mann verdrängte uns aus unserer Wohnung. Nun kam die schlimmste Zeit. Ich kam mit den drei Kindern in Lagerräume ohne Beleuchtung und Kochgelegenheit. Mein Sohn, der das Lehrer-Seminar hatte verlassen müssen, verdiente die Woche als Laufjunge und einen sehr gnädigen Bäckermeister, M. 15.-, womit wir uns über Wasser hielten, bis es uns Sept. 1940 gelang mit einem ... Möbel und offenen Waggon nach Hamburg zu kommen. Hier habe ich bis zur Katastrophe 1943 [= die Bombennächte im Juli 1943] als Sekretärin der Firma Robert Dependorf gearbeitet. Nach diesen schweren Wochen haben dann die Kinder für den Lebensunterhalt gesorgt.“

Die Rückkehr nach Hamburg erfolgte am 30.9.1940. Zuerst kam sie bei ihrer Schwester Emma Mustin unter, danach wohnte sie bis 1947 in einer Kellerruine in der Bebelallee 11.

Margarete Chwolles: „Da ich mit einem Juden verheiratet war und auf die mir seitens der Memeler Gestapo gemachten Vorschläge, mich scheiden zu lassen,

nicht einging, wurde mir eines Tages in meinem Geschäft ein Formular zur Unterschrift vorgelegt, demgemäß mir mein Betrieb - weil in jüdischer Ehegemeinschaft lebend – enteignet wurde. Hiergegen habe ich als persönliche Inhaberin Einspruch erhoben, jedoch leider nur mit dem Resultat, dass ich mein gut gehendes Geschäft gegen ein geringes Entgelt meiner Angestellten überlassen durfte.“ (14.März 1954)

„Augenzeugenberichten zufolge ist mein Mann im Juli 1941 in einem kleinen Wald in der Nähe von Kowno zusammen mit andern Juden erschossen worden.“ (22.Febr. 1946, Margarete Chwolles)

Im Jahr 1939 ergingen zwei Befehle der Gestapo zur Ehescheidung vom jüdischen Ehemann. Paul Chwolles wurde schließlich aus Memel am 8.3.1940, aufgrund einer Verfügung des Polizeipräsidenten in Memel, von der Gestapo nach Litauen ausgewiesen und im April 1940 nach Kowno deportiert worden. Er hatte die litauische Staatsbürgerschaft.

Memel wurde im Januar 1939 von der deutschen Wehrmacht besetzt und am 22.3.1939 ins deutsche Reich eingegliedert.

Erna Eggert, geb. Selka¹⁵

(geb. 31.1.1914 in Breslau – gest. 19.5.1970 in Hamburg)

Tochter von Hermann und Else Selka. Beide Eltern waren Juden. Der Vater Hermann Selka diente beim Militär und fiel 1914. Mit Mutter Else, geb. Glück und der älteren Schwester Margot wuchs sie in Breslau auf. Sie besuchte die Mittelschule, die sie am 1.4.1931 mit dem Reifezeugnis abschloss. Eine Ausbildung als Kindergärtnerin schloss sich an von 1932 bis 1934. Nur mit Mühe konnte sie als Jüdin in der beginnenden NS-Zeit die Ausbildung beenden. Erna Eggert: „Für die Zulassung zum Staatsexamen als Kindergärtnerin Anfang 1934 wurde von unserer Klasse als erster der Ariernachweis verlangt. Reichspräsident von Hindenburg hatte eine Sonderregelung für jüdische Kriegswaisen erreicht, nach dem wir auf Antrag und Beweisführung beim Kultusministerium eine Sonderregelung erlangen konnten.“

¹⁵Quellen: Die Gemeinde 17/1961, 11f; Gemeindearchiv Oncken-Gemeinde Hamburg (Brief Erhard Rockel v. 18.9.2009); Festschrift 150 Jahre Oncken-Gemeinde, Hamburg 1984, 50-55, bes. 53-55 (Text: Dieter Kroll); STRÜBIND, Christen 132 Anmerkung 78; Jahrbuch 1934 der Baptistengemeinde Breslau 1, Marthastraße 20 (Oncken-Archiv Elstal); Staatsarchiv Hamburg, Wiedergutmachungsakte 40300 (Erna Eggert); LEISTEN, Wie alle 111f.

Mit neun Jahren wurde sie in der Baptistengemeinde Breslau am 6.1.1924 durch Prediger Paul Schmidt getauft. Im erhaltenen Jahrbuch (Mitgliederverzeichnis) 1934 der Baptistengemeinde Breslau 1, Marthastrasse, ist sie mit ihrer Mutter verzeichnet. 1936 kam sie zur Baptistengemeinde Hamburg-Böhmkenstraße. Wegen ihrer jüdischen Herkunft durfte sie in ihrem Beruf nur in 'jüdischen und christlichen Familien' arbeiten. 1939 konnte sie über die Schweiz - Fluchthelfer waren: Helmuth Spoeri¹⁶, Hans Fehr und Dr. Fritz Peters - nach England flüchten und so vor der Deportation gerettet werden (Auskunft von Erhard Rockel, Hamburg). Erna Eggert: „1939 bin ich nach England ausgewandert in der vergeblichen Hoffnung, auch meine Mutter und meinen Verlobten nachholen zu können.“ Dieter Kroll berichtet in der Festschrift 150 Jahre Oncken-Gemeinde 1834-1984: „1939 rettete sie ein Mitglied der Gemeinde, Helmuth Spoeri, vor der Deportation. Er versteckte sie in seinem Hause. Er war Schweizer. Durch seine Hilfe konnte sie in die Schweiz, von dort nach England emigrieren.“ Im November 1946 kehrte sie aus Redhill/England nach Hamburg und in die Onckengemeinde zurück, wo sie ihren Verlobten Emil Eggert heiratete. Erna Eggert: „Um eine Aufenthaltsgenehmigung in Hamburg zu erhalten, war ich gezwungen sofort wieder zu arbeiten. Im März 1948 hörte ich auf als Kindergärtnerin im Tagesheim zu arbeiten. Meine alten Schwiegereltern waren aus Ostpreußen ausgewiesen und hatten bei uns Unterkunft gefunden. Die Pflichten im Hause und die Mitarbeit bei meinem Mann, der als Schneider selbständig war, brauchten alle meine Kräfte.“ Später war sie als Erzieherin bei der Jugendbehörde Hamburg bis 1966 beschäftigt.

Beide galten als treue und aktive Mitarbeiter in der Gemeinde, insbesondere auch der Sonntagschule. Sie lebte mit ihrem Mann bis zu ihrem Tod am 19.5.1970 in Hamburg als Mitglied der Onckengemeinde. Auf dem Ohlsdorfer Friedhof wurde sie beerdigt. Über ihre Erfahrungen in der NS-Zeit schrieb sie 1961 im Rückblick in einem Brief an den Schriftleiter der Zeitschrift „Die Gemeinde“, dem Wochenblatt der Baptistengemeinden: „1934 fingen dann die Schwierigkeiten an. Plötzlich wurden wir auch von den Christen, sogar von Gemeindegliedern gemieden oder als Belastung empfunden. Die Christen stießen uns ab, weil wir Juden waren, die Juden, weil wir Christen waren. Als Judenchristen standen wir in doppeltem Feuer.“ Prediger Hinderikus Heeren (1903-1974), der von 1926 bis 1939 in der Baptistengemeinde Breslau diente, kannte Else Eggert persönlich aus dieser Zeit. In einer Bescheinigung vom 22.6.1961 schreibt er: „Frau Erna Eggert ist mir persönlich bekannt und zwar wie folgt: Von 1926 – 1939 war ich Prediger in Breslau. Die Genannte, ihre Mutter und Schwester waren Mitglied meiner Gemeinde und die

¹⁶ Festschrift Oncken-Gemeinde, Hamburg 1984, 54; ein Bild von ihm: 126.

Familie Selka waren Mieter im Gemeindehaus, in diesem Gebäude befanden sich auch die Dienstwohnungen der Prediger.“

Emil Eggert¹⁷

(geb. 22.5.1908 in Königsberg/Ostpreußen – gest. 20.8.1977 in Uelzen)

Er war mütterlicherseits jüdischer Abstammung, wurde aber christlich erzogen. Die Mutter hieß Friedrike, geb. Behrendsohn, geb. 5.12.1870; der Vater Karl Wilhelm, geb. 9.9.1871. Sein Vater war Fischer. Emil Eggert wuchs in dem kleinen Dorf Godnicken im Kreis Fischhausen an der ostpreußischen Samlandküste zusammen mit einer Schwester auf. Er erlernte das Schneiderhandwerk. Nach Ablegung seiner Gesellenprüfung am 4. Oktober 1926 in Fischhausen, war er bei verschiedenen Schneidermeistern beschäftigt. 1932 machte er sich selbständig.

Er wurde am 16.10.1932 in der Freien evangelischen Gemeinde in Palmnicken/Ostpreußen durch Prediger Hercher getauft. Diese Gemeinde schloss sich im November 1932 den Baptisten an. (Prediger Emil Adam, Palmnicken, bestätigt seine Zugehörigkeit zur Baptistengemeinde in einem Brief vom 1.2.1938.) Über seine Erfahrungen in der beginnenden NS-Zeit in Ostpreußen schreibt Emil Eggert am 13.7.1950: „Im April nach der Machtergreifung der NSDAP wurde ich meiner Abstammung wegen boykottiert. Als einziger jüdischer Betrieb in dem Dorf war ich gezwungen, meine Werkstatt zu schließen.“

Der Druck auf die Bevölkerung war so stark, dass kaum noch jemand wagte, bei ihm Aufträge zu erteilen. Er hatte die Absicht 1934 seine Meisterprüfung zu machen. In diesem Jahr wurde seine Werkstatt demoliert. Zeitzeuge Theodor Silbermann, bei dem er eine Zeitlang später in Hamburg wohnte, schrieb 1950: „Die Mutter war erheblichen Drangsalierungen durch die Nazis ausgesetzt, ebenfalls sein Vater und seine verheiratete Schwester.“ Auch bezeugte er von Emil Eggert: „Er war ein stark religiös eingestellter Mensch, den ich deswegen sehr hoch schätze.“ 1934 kam er als Baptist nach Hamburg und wurde Mitglied in der ältesten deutschen Baptistengemeinde in Hamburg in der Böhmkenstraße (heute Grindelallee).

Er hoffte in einer Großstadt besser untertauchen zu können und Hamburg schien ihm bessere Möglichkeiten zu bieten, ins Ausland zu emigrieren. In seinem Beruf durfte er nicht mehr arbeiten; man wies ihm niedrigste Arbeiten zu. Von seinen

¹⁷Quellen: Staatsarchiv Hamburg, Wiedergutmachungsakte (Emil Eggert) 33648; Gemeinderegister der EFG Uelzen (Brief Rainer Döllefeldt, 18.9.2009); Die Gemeinde 1967, Nr. 50, Leserbrief; siehe auch Erna Eggert.

knappen Lebensmitteln schickte er Päckchen an die von den Nazis deportierte Mutter seiner Braut (Else Selka). Einmal wöchentlich musste er sich bei der Polizeibehörde melden.

Zu Anfang meldete er sich als Zögling im Missionshaus „Jerusalem“ in Hamburg. Es stand unter der Leitung von Pastor Dr. Arnold Frank, einem Judenchristen. Emil Eggert: „Vom März 1934 bis zum 30. September 1935 war ich im Missionshaus tätig. Dieses wurde von Staatswegen geschlossen“.

Pastor Dr. A. Frank bestätigt: „Emil Eggert wohnte und arbeitete im Missionshaus 'Jerusalem', Eimsbüttelerstraße 31, vom 10. März 1934 bis 1. Oktober 1935. Da er dort Zögling war, bekam er kein Gehalt sondern nur Taschengeld.“

Emil Eggert: „Ich meldete mich sofort beim Arbeitsamt, wurde aber nicht in meinem Beruf vermittelt. Ich wurde der Wohlfahrt überwiesen und machte da Pflichtarbeit. Am 8. Nov. wurde ich in ein Arbeitslager für asoziale Elemente eingeliefert. Am 16.12.1935 bat ich um meine Entlassung. Ich musste dabei unterschreiben, dass ich die öffentliche Fürsorge nicht in Anspruch nehme.“

Vom 1. Januar 1936 bis Sept. 1938 war ich in verschiedenen jüdischen Haushaltungen als Diener-Koch tätig. Da die jüdischen Haushaltungen eins nach dem andern aufgelöst wurden, bewarb ich mich um die Stelle als Bote bei der Firma Hermann Sachau. Vom 22.11.1938 bis zum 31.8.1944 mit unfreiwilligen Unterbrechungen tätig. Erstesmal dienstverpflichtet vom 9.6.1940 bis zum 31.8.1940 in der Reismühle Firma Wullenweber u. Co. Am 31.8.1941 zur Wehrmacht einberufen, am 18.9.41 wegen jüdischer Abstammung entlassen. Am 27.4.1944 wurde ich durch die O.T. [= Organisation Todt] dienstverpflichtet, aber durch die Fürsprache von Herrn Hermann Sachau wurde ich erst am 1. Sept. 1944 durch die O.T. einberufen.“

Zeitzeuge Theodor Silbermann, Hamburg, bestätigt und ergänzt die Angaben: „Als durch die Gestapo die Jerusalemgemeinde verboten und das Missionshaus Jerusalem geschlossen wurde, trug sich Emil Eggert ebenfalls mit Auswanderungsabsichten und wollte nach England. Da er im wehrfähigen Alter war, bekam er keinen Pass. Er wohnte von dieser Zeit an bei mir.“

In der Gemeinde wurde ihm nahegelegt, sich zurückzuhalten und den Kontakt zu arischen Brüdern möglichst zu vermeiden. Sehr gut bezeugt ist auch, dass einer der führenden Brüder, selbst Parteimitglied, zu ihm gesagt hat: „Was lassen Sie sich überhaupt noch auf dem Kapellengrundstück blicken. Sehen Sie nicht, dass Sie damit die Gemeinde gefährden?“

Kurz nach dem Krieg heiratete er Erna Selka. Sie hatten sich schon vor dem Krieg in der Gemeinde kennen gelernt.

Emil Eggert: „Am 13.8.1945 erhielt ich den Entpflichtungsbescheid. Bald nach dem Zusammenbruch bemühte ich mich um meine Selbständigkeit. Aufgrund meiner

rassischen Verfolgung und mit Hilfe der Notgemeinschaft bekam ich am 30. Oktober 1945 die Zulassung für mein Gewerbe. Durch 12 Jahre Berufsentfremdung und ohne jegliches Betriebskapital waren die ersten Jahre sehr schwer. Als eben anfang mein Betrieb sich zu rentieren, musste ich meine Eltern und Geschwister im Winter 1947 aufnehmen. Diese wurden aus Ostpreußen von den Russen ausgewiesen. Meine Eltern habe ich vom Dezember 1947 bis November 1949 unterhalten. Dann bekamen die Eltern Unterhaltshilfe.“

Beide galten als treue und aktive Mitarbeiter in der Gemeinde, insbesondere auch der Sonntagschule.

Nach dem Tod seiner Frau Erna (Mai 1970) zog er nach Uelzen, wurde am 1.2.1973 an die dortige Ev.-Freikirchliche Gemeinde überwiesen und diente ihr als Kastellan. Am 20.8.1977 verstarb er in Uelzen und wurde wie seine Frau in Hamburg-Ohlsdorf beigesetzt.

Josef Halmos, vormals Kohn¹⁸

(geb. 8.3.1876 in Galantha/Ungarn – ermordet 11.11.1943 im KZ Auschwitz)

Judenchrist und Holocaustopfer. Aufgewachsen in Budapest als Sohn einer jüdischen Familie. Heirat 1900 in München. Seine Frau war Agnes Burckhardt (14.6.1878 -17.2.1954), eine Baptistin aus einer Münchener Familie. Bekehrung 1905: „Ich betrat die Versöhnungsbrücke, das Kreuz Christi und warf mich vor dem Erlöser auf die Knie, bekannte mich als Sünder, der zu Ihm Zuflucht nehme, Ihm vertraue und Ihm dienen will.“ Seit 1905 Mitglied der Baptistengemeinde München-Holzstraße. Josef Halmos „war vielfältig missionarisch für seine Gemeinde, andere Baptistengemeinden und auch ‚judenchristliche‘ Kreise in München tätig“ u.a. als Sonntagschulleiter und im Blau-Kreuz Verein. 1933 wurde seine Berufung als

¹⁸Quellen: STRÜBIND, ANDREA/STRÜBIND, KIM (Hgg.): Zwischen Himmel und Erde. Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum der EFG München (Baptisten), München 2002, 113-117; DIES.: Art. Halmos, Josef; SCHULTZE, H. und KURSCHAT, A.: Ihr Ende schaut an. Ev. Märtyrer d. 20.Jh., Leipzig 2008, 292-294; Friedrich Halmos: Vor vierzig Jahren. Leben und Leiden eines Judenchristen: Die Gemeinde 46/1983, 4f (der Sohn berichtet über seinen Vater); STRÜBIND, Christen 125f.132; Gedenkblatt Yad Vashem, Jerusalem, eingereicht von Sohn Friedrich Halmos 1969; LEISTEN, in: Freikirchenforschung 17/2008, S. 190f; LEISTEN, Wie alle 124f; Tel. Inge Schulz, bei München, 5.2.2012; Josef Halmos (Kurzbiographie von Andrea Strübind) in: H.Ludwig u.a.(Hg), Evangelisch getauft - als "Juden" verfolgt. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch, Stuttgart 2014, S. 142f.

hauptamtlicher Gemeindehelfer nach Kempten vom Münchener Prediger Cramer verhindert. Er erfuhr eine „wachsende Ausgrenzung und Isolierung in der Gemeinde.“ Er sollte in der Gemeinde „als gebürtiger Israelit möglichst still sein“, berichtet sein Sohn Friedrich Halmos. Ausbürgerung 1935. Rücktritt von seiner offiziellen Mitarbeit im Blauen Kreuz 1936, „um dem Verein aufgrund seiner jüdischen Herkunft keine politischen Schwierigkeiten zu machen“. 1938 entschloss er sich nicht mehr zur Gemeinde zu kommen, was Prediger Cramer „sehr erleichtert angenommen habe.“ Im Gemeinderegister wurde er im gleichen Jahr gestrichen. Im September 1941 wurde er zur Zwangsarbeit verpflichtet. Die Gestapo teilte ihn zur Bewachung bei der Deportation von Juden ein. Er bereitete sich bewusst auf seinen Tod vor und formulierte den Text seiner Todesanzeige: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben. Lasst mich zu meinem Herrn ziehen.“ Im Mai 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz deportiert, wo er im November umkam. „Zum 100-jährigen Jubiläum der Baptistengemeinde in München 2002 wurde am Eingang des Gemeindezentrums eine Gedenktafel für den ermordeten Gründervater enthüllt.“ 1969 reicht Sohn Friedrich ein Gedenkblatt in YadVashem für seinen Vater ein. Darin gibt er an: Eltern Max Kohn und Rosali Fleischmann; er war verheiratet mit Agnes Katharina Burckhardt; sein Sterbedatum mit 11. November 1943 im Alter von 67 Jahren.

Friedrich Halmos¹⁹

(geb. 30.5.1906 in München - gest. 2.3.2000 in Weltersbach)

¹⁹Quellen: Gemeindeprotokolle und Gemeinderegister Kassel-Möncheberg; Festschrift Kassel-Möncheberg 1997, 66 mit Anmerkungen 45-48 im Beiheft von 1998 (Verfasser: Günter Schmidt; die anonymisierten Namen werden erst im Brief v. 16.12.2007 offen genannt); Briefe G.Schmidt, Vellmar bei Kassel, v. 16.12.2007, v. 21.6.2010 und vom 23.2.2012; verschiedene Leserbriefe und Artikel in Die Gemeinde u.a. 31/1972, S. 5 (München und die Baptisten); 31/1974 (Leserbrief Juden in Ostberlin); 32/1977, S. 6 (Jerusalem, du hochgebaute...); 18/1979, S. 5 (Holocaust); 37/1981, S. 7 (Zinzendorf und die Juden); Freikirchenforschung 17/2008, 189f. 214; MARKS, ULRICH: Deutsche Baptisten zwischen Kreuz und Hakenkreuz, Burgdorf 1989, 174f; LEISTEN, Wie alle 113f; siehe auch Josef Halmos; Hinrich Schmidt: 80 Jahre Friedensboten-Missionar. Besuch bei Friedrich Halmos: Friedensbote 9/1993, 6f; Brief Manfred Sinning v. 3.7.2011; E-Mail Ruth Tabel v. 10.8.2011; E-Mail ITS Bad Arolsen v. 12.10.2012.

Sohn von Josef und Agnes Katharina Halmos. Taufe in München am 11.5.1924 durch Theodor Duprée. Er absolvierte eine kaufmännische Lehre im Verlagswesen in München. Früh war er missionarisch tätig und meldete sich zum Studium auf dem Predigerseminar der deutschen Baptisten in Hamburg. Aber dieses Studium musste er bald wieder abbrechen, weil sein Vater in München arbeitslos wurde. 1937 wurde sein Vater zum ersten Mal verhaftet. Friedrich Halmos ließ sich laut Gemeinderegister am 5.12.1937 an die Gemeinde Kassel-Möncheberg überweisen. Wegen der Nürnberger Rassegesetze von 1935 bedrängte ihn der Gemeindevorstand unter Einschaltung des NS-Ortsgruppenleiters seine Verlobung mit einer nichtjüdischen Schwester aus der Gemeinde zu lösen, was ihn tief verletzte. Seine Arbeitsstelle im Buchgewerbe verlor er wegen seiner jüdischen Herkunft. Zeitweise wurde er in Gudensberg im Hause des Klempnermeisters Karl Quanz versteckt, der zur Christlichen Gemeinschaft gehörte. Das Versteck wurde verraten und F.Halmos sollte nach Theresienstadt deportiert werden. Aber eine Krankheit verzögerte seine Deportation. Schließlich wurde er durch den Einmarsch der Alliierten davor bewahrt. Im Krieg arbeitete er in der Firma des Baptisten Adam Köbberling (Haushalts- und Eisenwaren), der Ältester der Oberzwehrener Gemeinde war und in Kassel-Bettenhausen musste er Zwangsarbeit verrichten. Nach Auskunft des ITS Bad Arolsen war er vom 15.1.1945 bis 1.4.1945 bei der Firma Gerdum und Breuer, Stahlbetonbau, Kassel, Kronprinzenstrasse, beschäftigt. Nach dem Krieg, am 9.7.1947, heiratete er Ruth verw. Brucker, geb. Flügge, die seit 1943 Kriegerwitwe war und zwei Kinder mit in die Ehe brachte, Ruth und Peter. F.Halmos sprach mehrere Sprachen, darunter auch ungarisch. Er hielt Ansprachen in ungarisch für Ungarndeutsche nach dem Krieg. Zeitzeugen schildern ihn als fleißigen Friedensbotenverteiler bis ins hohe Alter. Bis zu 500 Exemplare dieses missionarischen Blattes verteilte er. Er versah Predigtdienste auf den Stationen und war beliebter Sonntagschullehrer. 1948 wurde er Mitglied in der selbständig gewordenen Gemeinde Kassel-Oberzwehren. Er war schriftstellerisch tätig und schrieb Beiträge für über 13 verschiedene Zeitschriften. Günter Schmidt, Vellmar bei Kassel, bezeugt: „Ich kannte Halmos seit 1977 aus der Evangelischen Allianz, in der er über seine missionarische Arbeit unter Gaststätten-Angestellten und von seinem Briefwechsel mit Schalom Ben-Chorin berichtete.“ Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Weltersbach.

Maria (Marie-Luise) Halmos²⁰

²⁰Quellen: Tel. Klaus Ehmer, München, 3.10.2010; Briefe G.Schmidt, Vellmar, v. 21.10.2010 und 23.2.2012; Todesanzeige in: Die Gemeinde März 1976; Gemeinderegister Kassel-Möncheberg.

(geb. 13.10.1898 in München – gest. 18.2.1976 in Hünfeld bei Fulda)

Tochter von Josef Halmos, Schwester von Friedrich Halmos. Sie wurde getauft am 19.12.1915 in München durch Prediger Gottlob Fehr. Kontoristin. Von München überwiesen am 4.5.1941 an die Gemeinde Kassel-Möncheberg; wieder „an München entlassen am 2.12. 42.“ Offenbar hatte sie die Nähe zu ihrem Bruder Friedrich in Kassel gesucht. Kurze Zeit war sie in Haft. Über ihr weiteres Schicksal ist wenig bekannt. Aufgrund von Krankheit wurde sie früh verrentet. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie im Alten- und Pflegeheim Haus Bethanien in Hünfeld bei Fulda.

Anna Magdalena (Anni) Halmos²¹

(geb. 29.12.1901 in München – gest. 3.7.1994 in München)

Eine weitere Tochter von Josef Halmos, ebenfalls Mitglied in der Gemeinde München-Holzstr. In erster Ehe verheiratete Siegel, in zweiter Ehe verheiratete Schulz.

Martin Hartstein²²

(geb. 28.1.1877 in Schloppe – gest. 14.9.1960 in Kassel)

Jüdischer Abstammung. 1899 hat er sich bekehrt und wurde am 8.4.1901 in Barmen getauft durch C.Palmiuk (?).Kaufmann. Er arbeitete in der Sonntagschule und bei der Erstellung von Gemeindenachrichten mit. Er war verheiratet mit Marie Hartstein. In der NS-Zeit „musste“ er seine Gemeinde Kassel-Möncheberg, zu der er seit 1912 gehörte, aus „rassischen Gründen“ verlassen. Vermutlich hatte er der Gemeinde seinen Austritt angeboten, „weil er als Jude der Gemeinde Schwierigkeiten ersparen wollte“. 1935 wurde er zum letzten Mal im Mitgliederverzeichnis genannt. Am 2.6.1936 wurde er laut Gemeinderegister gestrichen. Er wagte erst 1947 um seine „Wiederaufnahme“ zu bitten: „Hierauf wird unser Br. XX [=Martin Hartstein] herzlich

²¹Quellen: Tel. Klaus Ehmer, München, 3.10.2010; Tel. Inge Schulz, bei München, 5.2.2012.

²²Quellen: Gemeindeprotokolle und Register Kassel-Möncheberg; Festschrift Kassel-Möncheberg 1997, 67 mit Anmerkungen 45 und 50 im Beiheft von 1998 (Günter Schmidt); Briefe G.Schmidt vom 16.12.2007, vom 15.9.2009 und vom 21.6.2010; Freikirchenforschung 17/2008, 190. 214; Gemeindebrief Kassel-Möncheberg vom 1.Oktober 1960; LEISTEN, Wie alle 114.

begrüßt, der aus rassistischen Gründen einige Jahre in der Stille lebte.“²³ Seit 1948 war er Witwer. Bei seinem Heimgang 1960 schreibt Pastor Alfred Bärenfänger: „1899 wurde der Evangelist General von Viebahn ihm zum Wegweiser zu Jesus. Bis zuletzt hat der Dreiundachtzigjährige es mit allen gläubigen Israeliten bezeugt: 'Wir haben den Messias gefunden!'" (Gemeindebrief vom 1. Oktober 1960)

Emmanuel Hirsch²⁴

Von Hermann Hokema in der Gemeinde Jever getauft. Etwa Mitte der 30er Jahre. Die kuriose Geschichte anlässlich seiner Taufe hat Pastor Helmut Kissel anekdotenhaft in seinem Buch erzählt unter der Überschrift: „Wird der Jude nass gemacht, wird die Bude zugemacht.“ Die SA stellte sich vor dem Gemeindegebäude auf und wollte ihn nach seiner Taufe festnehmen. Er floh aber auf Anraten seines Predigers und Täufers durchs Fenster ins Freie und verschwand. Viel mehr ist über ihn nicht bekannt, nur dass er die Nazizeit überlebt hat.

Constance Hurter²⁵

(geb. 21.7.1921 in Frankfurt/Main - gest. 3.2.2005 in Weltersbach)

Vater oder Mutter waren jüdisch. Als sie vier Jahre alt war, starb ihre Mutter; Constance kam in ein Kinderheim und bald darauf mit 5 Jahren in eine Pflegefamilie. Da ein Elternteil jüdischer Abstammung war, erlaubte man ihr keine höhere Schulbildung, stattdessen nur einen Lehrgang beim Roten Kreuz in der Krankenpflege und schickte sie an die Ostfront in ein Lazarett; 1942 ließ sie sich in Gundelfingen taufen und heiratete im gleichen Jahr den Arzt Dr. Karlfried Hurter;

²³ Gemeindeprotokoll Kassel-Möncheberg 9.2.1947 (vgl. Beiheft 1998, Anm. 50). Der anonymisierte Name des Judenchristen wird erst im Brief von G. Schmidt, Vellmar, v. 16.12.2007 offen genannt.

²⁴ Quellen: Brief Helmut Kissel v. 28.1.2011; KISSEL, HELMUT: Kuriose Geschichten aus dem Leben mit Gott, WDL Verlag Berlin 2006, 24-26.

²⁵ Quellen: Frauenwerk-Archiv im Oncken-Archiv Elstal; Frauenzeitschrift des BEFG (heute: „miteinander unterwegs“); Nachruf von Erwin Hurter vom Februar 2005; Nachruf von Christoph Becker vom 9.2.2005; Nachruf in: Die Gemeinde 2005 (Christoph Becker?); Predigt im Trauergottesdienst für Constance Hurter, Weltersbach, 9.2.2005 von Christoph Becker.

beide lernten sich kennen als sie an Tuberkulose erkrankt waren und geheilt wurden; sie unterstützte ihren Mann bei der Ausbildung zum Lungenfacharzt und arbeitete mit ihm gemeinsam in der Tbc-Spezialklinik in Freiburg; zusammen mit anderen gründeten sie die Gemeinde Emmendingen. Sie wuchs hinein in die Frauenarbeit des BEFG, zunächst ab 1960 als Vertrauensschwester der Vereinigung Süddeutschland; 1973 wurde sie in den Vorstand und 1976 als 1. Vorsitzende des Frauendienstes im BEFG gewählt als Nachfolgerin von Elisabeth Flügge; in diesem Dienst stand sie bis 1988 und begleitete Marianne Wupper noch bis 1991 als 2. Vorsitzende; zu ihrem Dienst gehörten Leiterinnen-Rüstwochen, Frauentage, und zuletzt Müttererholungen und Frauenfreizeiten in Stokershorst; "ihre sorgfältig durchdachten und formulierten Bibelarbeiten haben Vielen gut getan, und ihre ausgesprochene Leitungsgabe war für das Frauenwerk ein Segen" (Christoph Becker); sie vertrat den Frauendienst in der Bundesleitung, der EBM, der Vereinigungsleitung und in der VEF; sie nahm teil an Europäischen- und Weltkongressen; auch das 50- und 60jährige Jubiläum des Frauendienstes (1977 und 1988) fielen in ihre Dienstzeit; 1981 veröffentlichte sie ein Buch zur Suchtproblematik ("Und ein bißchen glücklich sein"); 1984 starb unerwartet ihr Mann, dennoch weitete sie ihren Reisedienst aus; 1990 zog sie nach Weltersbach, wo sie viele als gastfreien und kontaktfreudigen Menschen erlebten; sie beteiligte sich noch an den Morgenandachten, bis ihre Parkinson-Erkrankung ihren Lebensradius immer mehr einschränkte.

Pawel (Paul) Iglarz²⁶

(geb. 15.1.1879 in Ostrow b. Bialystok – umgekommen 1942 im Getto Belchatow)

Jüdischer Abstammung. Holocaustopfer. Schneider. Er wurde am 7.10.1900 von Prediger Palke in Zirartow getauft und Mitglied der Baptistengemeinde Lodz. In der Baptistengemeinde Lodz lernte er auch seine spätere Frau Josefa kennen. Sie stammte aus einer katholischen Familie, bevor sie 1897 durch Taufe Mitglied der

²⁶Quellen: Gemeinderegister Berlin-Neukölln (Brief Dr. Prescher v. 30.9.2009); PRESCHER, DIETRICH: Gemeinde in der Welt – eine Zeitgeschichte – EFG Berlin-Neukölln 1905-2005, 14 (allerdings wird nur seine Frau erwähnt); MARON, MONIKA: Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte, (Frankfurt 1999) Fischer Tabu 42004, 16.26.30.54.59.60.87.99.136; LEISTEN, Wie alle, 4; Brief Wilfried Weist, Berlin, v. 31.1.2011; GUTMAN, I.: Enzyklopädie des Holocaust, 1993: Art. Belchatow.

Lodzer Baptistengemeinde wurde. Am 16.1.1910 wurde er mit seiner Frau in der Gemeinde Rixdorf (heute Berlin-Neukölln) aufgenommen. Ein Bibelkreis und „auch ein judenchristlicher Kreis“ traf sich in der Wohnung. Später trat Pawel Iglarz in die KP ein. Monika Maron berichtet, dass ihr Großvater „am 1.Mai 1929 auf eigenen Wunsch aus dem Gemeinderegister gestrichen“ wurde. Aus dem Protokoll der Gemeindestunde am 1.5.1929 geht hervor: „Streichung wünschen Br. W. und Br. Iglarz, der sich nicht mehr würdig hält, der Gemeinde anzugehören.“ Zwei Brüder haben laut Protokoll mit ihm in seiner Wohnung Rücksprache genommen. Offenbar hatte die Gemeinde versucht, ihn zurückzugewinnen, aber ohne Erfolg. Eine Beschuldigung lag gegen ihn nicht vor. Was aber seine Gründe für die Bitte um Streichung waren, lässt sich nur vermuten. Es mag mit seinem Eintritt in die KP zusammenhängen. Im Oktober 1938 wurde er als polnischer Jude ausgewiesen und kam im Getto Belchatow 1942 um.

Belchatow war eine mehrheitlich jüdische Stadt. März 1941 wurde hier ein Getto eingerichtet, in das auch Juden nahe gelegener Städte gebracht wurden. Die Überbelegung führte zu einer dramatischen Verschlechterung der Lebensbedingungen. Von August 1941 bis April 1942 wurden fast 2000 Menschen in Zwangsarbeitslager verschleppt, wo sie alle umkamen. Im August 1942 wurde das Getto durch SS-Einheiten mit Beteiligung der zivilen deutschen Bevölkerung, aufgelöst. Dabei wurden 5000 Juden ins Vernichtungslager Chelmno deportiert und ermordet.

Julius Katz²⁷

(geb. 3.3.1894 in Guxhagen/Kreis Melsungen – gest. 1955 in Südafrika)

Er stammte aus einer kinderreichen Familie und hatte noch neun Geschwister. Aber offenbar war er der einzige, der zum christlichen Glauben konvertierte.

Judenchrist. Diakon der Baptistengemeinde Berlin-Weißensee. Hier getauft am 1.2.1925 von Prediger C.Dreßler. Er wohnte in Berlin-Weißensee in der Lehderstraße 64 von 1935 bis 1939. Er war Bäcker.

Die Eintragung im Gemeinderegister bestätigt seine jüdische Herkunft: „Katz, Julius, früherer Israelit“....,Gemeindeversammlung 30.1.1938: Um ihre Entlassung bitten:

²⁷Quellen: FLEISCHER, R.: Freikirchenforschung 8/1998, 215; GABE, ERICH: Hebrew Christian 2/1991, 48; Gemeinderegister und Kartei EFG Berlin-Weißensee; Brief Dieter Malchow, Berlin, zuletzt vom 14.1.2012; E-Mail von Ingrid Meissner, Hamburg, vom 2.11.2011; E-Mail von Shmuel Katz, Toronto, vom 2.11.2011; Brief von Hans-Peter Klein, Melsungen, vom 1.11.2011; Entschädigungsakte 502068 (Julius Katz), Entschädigungsbehörde Berlin (E-Mail von Herrn Bogdahn vom 30.11.2011).

Brd. Katz zur judenchristlichen Gemeinde in Berlin.“ Laut Kartei: „Entlassen nach Mildmay Missionsgem.²⁸ 30.1. 38.“ Er ist von seinen Brüdern im Diakonendienst „wegen seines jüdischen Aussehens und Herkommens als eine Gefahr für die Gemeinde betrachtet worden“ (Erich Gabe). Offensichtlich wurde er genötigt, die Gemeinde zu verlassen und schloss sich dann einer Gemeindestation der Mildmay Mission in Berlin an.

Erich Gabe, baptistischer Judenchrist aus Rumänien, heute anglikanischer Pfarrer in London-Barnet, ist ihm nach dem Krieg in England begegnet. Er berichtet von ihm weiter: „What, he asked, would they have said and done to Jesus?“

In erster Ehe war er mit Helene, geb. Rauhut, verheiratet. Ob sie jüdischer Herkunft war, bleibt ungewiss. Sie wurde am 10.9.1891 in Berlin geboren und zusammen mit Julius Katz am 1.2.1925 von Prediger C.Drechsler getauft. Sie verstarb am 4.4.1935.

Am 17. März 1937 heiratete er in Berlin-Weißensee in zweiter Ehe Friederike Salzberg. Sie stammte aus Wilna, Polen (geb. 21.12.1895) und war ebenfalls von Geburt Jüdin. 1939 emigrierten beide nach England, mit Hilfe der International Hebrew Christian Alliance (Judenchristliche Allianz), wo sie am 25.6.1939 eintrafen. Auf diese Weise überlebte er mit seiner Frau den Holocaust. 1946 ging er nach Liverpool, England. Seit dem 4.2.1948 besaß er die britische Staatsbürgerschaft. 1952 wanderte er mit seiner Frau nach Südafrika aus und war dort als Judenmissionar tätig. Er starb 1955, seine Frau 1982.

Zeitzeuge Reverend Dr. Fritz Haus, Südafrika, ist ihm und seiner Frau in Südafrika begegnet; er bestätigt und ergänzt die Angaben²⁹.

David Kogut³⁰

²⁸Die Mildmay Mission ist eine englische Judenmissionsgesellschaft, gegründet 1876 in London durch den Judenchristen John Wilkinson, vgl. Freikirchenforschung 8/1998, 213 Anmerkung 40 und Freikirchenforschung 17/2008, 204 Anmerkung 47.

²⁹LEISTEN, Wie alle 113; Dr. Fritz Haus starb am 3.4.2010.

³⁰Quellen: Zur Biografie: ANDREAS LIESE, Deportiert nach Theresienstadt. Zum 75. Todestag von David Kogut, in: Zeit&Schrift 21, H. 6 (2018), S. 26-29; Literatur: Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945, Prag 2000, S. 65.541; Wolfgang Heinemann, Festschrift. 150 Jahre Gemeinde Siegen-Weststraße. Eine Biografie, Hilchenbach 2002, S. 43; Andreas Liese, Die Juden - ein „Fluch“ für die Völker? Die Brüderbewegung und die „Judenfrage“ im „Dritten Reich“, in: Daniel Heinz (Hg.), Freikirchen und Juden im ‚Dritten Reich‘. Instrumentalisierte Heilsgeschichte, antisemitische Vorurteile und verdrängte Schuld,

(geb. 3.3.1877 in Rowno/Wolhynien, heute: Rivne/Ukraine – ermordet 2.10.1943 in Theresienstadt)

David Ludwig Salomon Kogut war gelernter Kaufmann und später als Provisionsvertreter tätig. Er schloss sich den Geschlossenen Brüdern an, später hielt er sich zur BfC-Gemeinde Siegen, heute EFG Siegen-Weststraße. Er wuchs in einer jüdischen Familie auf. Als er 1901 in Warschau zum christlichen Glauben kam, erlebte er sofort eine Verfolgung seitens seiner ehemaligen jüdischen Glaubensgenossen. Deshalb ging er mit seiner Frau Debora (1876-1942) 1902 nach Deutschland und schloss sich 1906 den Geschlossenen Brüdern an. In der Brüderversammlung in Siegen engagierte er sich als Laienprediger auch überörtlich und besuchte die Brüder-Konferenzen. Er verfügte über exzellente Hebräischkenntnisse und las auch rabbinische Literatur. Aufgrund seiner Hebräischkenntnisse bestritt er in einer längeren Abhandlung (ähnlich wie der baptistische Judenchrist Naphtali Rudnitzky), dass die Juden „ein Fluch für die Nationen“ seien wie von manchen behauptet wurde. Stattdessen gehe es um eine „Geringschätzung“ der Juden und die Bibel spreche nirgends davon, dass man sie in die Schranken weisen müsse. Den Antisemitismus auch in Brüderversammlungen bezeichnete Kogut als eine Form der „Verweltlichung“. Nach 1933 wurde er dazu angehalten als Judenchrist in der Versammlung nicht mehr zu predigen sondern zu schweigen. Später habe ihm die BfC-Gemeinde Siegen-Weststraße geistliche Gemeinschaft gewährt (150-jährige Geschichte der EFG Siegen, Weststraße. Festschrift 2002). Am 29. Juli 1942 wurde das Ehepaar Kogut mit Tochter Hedwig (1909-1942) nach Theresienstadt deportiert. Seine Ehefrau Debora starb schon am 2. September, die Tochter am 2. Oktober, er selber ein Jahr später am 2. Oktober 1943. Die vier weiteren Kinder überlebten den Nationalsozialismus. Die Stadt Siegen hat 2007 drei Stolpersteine angelegt, um an das Schicksal der Familie Kogut zu erinnern.

Gertrud Krämer, geb. Abel³¹

(geb. 28.5.1898 in Lobsens, Kreis Wirsitz/Posen – ermordet 1943 in Auschwitz)

Göttingen 2011, S. (77-102) 89.90.93.99; Andreas Liese, „Zum Fluch für die Nationen gesetzt“? Die Geschlossenen Brüder und ihr Verhältnis zum jüdischen Volk, in: Freikirchenforschung 28/2019, S. (189-213) 191.192.193-197.209f.211f.

³¹Quellen: Gespräch mit Tabeaschwester Johanna Krämer, Hamburg, 5. und 12.10.2012; Familienstammbuch Krämer; Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden W-11069 (Akte Gertrud Krämer).

Beide Eltern waren jüdischer Abstammung. Sie lebten in Berlin. Der Vater war Schneidermeister. „Sie wurde am 30. Mai 1914 zu Viktorsau in die dortige Baptisten-Gemeinde aufgenommen. Seit dem 2. Januar 1927 war sie ununterbrochen Mitglied unserer hiesigen Gemeinde“ (Erklärung von Gemeindeleiter Karl Becker, EFG Frankfurt, von 1962, Akte Gertrud Krämer, Bl. 96). Seit 1924 arbeitete sie als Krankenschwester in Homburg. Später arbeitete sie in verschiedenen jüdischen Familien in Frankfurt als Haushaltshilfe. In der Baptistengemeinde Frankfurt/Main, Am Tiergarten, heiratete sie den nichtjüdischen Witwer Christoph Georg Krämer (16.7.1865 in Burkersdorf/Bayern – 25.10.1956), der durch sie zum Glauben und zur Gemeinde fand. Er war von Beruf Korbmacher. Die Heirat erfolgte am 21.12.1925 auf dem Standesamt in Frankfurt und am 1.1.1926 durch den Baptisten-Prediger Luis Putensen in der Arnsburgerstraße 10. Ihrer Ehe wurden zwei Kinder geschenkt, Tochter Johanna Krämer und Sohn Rudolf Krämer. In der NS-Zeit gab es Anfeindungen durch Gemeindeglieder. Sie besuchte gern die Versammlungen der Heilsarmee. Gemeindeleiter Becker schreibt 1962: „Im Zuge der Judenverfolgungen musste Frau Krämer den sog. ‚Judenstern‘ tragen und wurde verhaftet, obwohl sie mit einem Nichtjuden verheiratet war und zwei noch unmündige Kinder hatte. Mit einer Gruppe weiterer Juden war sie in Frankfurt zur Strassenreinigung eingesetzt. Mehrere unserer Mitglieder, auch der Unterzeichner, haben sie in einer solchen Gruppe gesehen. Sie verschwand dann mit vielen Tausenden von Juden aus Frankfurt. Wir haben dann folgende Eintragung in unseren Unterlagen: ‚K.Z. Auschwitz? Gilt als tot, da keine Nachricht mehr‘ (Akte Gertrud Krämer, Bl. 96). Johanna Krämer schrieb 1955 über ihre Mutter: „Zum Schaden der Familie kam sie am 7.6.1943 in Haft. Da wir total ausgebombt waren, hatten wir im Oktober 43 einige Minuten Sprecherlaubnis. Das war das letzte Lebenszeichen.“ (Akte Gertrud Krämer, Bl. 26). Am Tag vor ihrer Inhaftierung besuchte sie zum Abschied eine Majorin der Heilsarmee Frankfurt. Spätere Nachrichten besagen, dass sie nach Auschwitz deportiert wurde und dort Zeugnis von Jesus abgelegt hat. Zum 31.12.1945 wurde sie amtlich für tot erklärt. Sie wohnte zuletzt in Frankfurt a.M., Sandweg 46.

Magdalene Johanna Gertrude Krämer³²
(geb. 28.8.1929 in Frankfurt – gestorben 11.4.2021 in Hamburg)

³²Quellen siehe Gertrud Krämer und „Gedenken an das Leben von Sr. Hanni Krämer“ von Steffi Eggers-Macuch im Abschiedsgottesdienst in Tabea am 20.4.21 (Archiv Tabea, Hamburg).

Tochter von Georg und Gertrud Krämer. Ihre Mutter war Jüdin. Johanna Krämer wurde in der Baptistengemeinde Frankfurt/Main, Am Tiergarten, getauft am 23.8.1942 durch Prediger Walter Berger. (Prediger Luis Putensen, Frankfurt, war im Krieg.) Sie war 13 Jahre alt, als die Mutter von der Gestapo wegen ihrer jüdischen Herkunft inhaftiert wurde. Gemeindeschwester Irma Lüdtker, Frankfurt, machte das junge Mädchen mit Tabea bekannt. So wurde sie ab 1946 Tabeaschwester (Schwester „Hanni“). Zunächst kam sie nach Bad Sachsa, 1947 nach Hamburg. Sie erlernte den Beruf der Krankenpflege in Elmshorn, arbeitete etwa 20 Jahre in einem städtischen Krankenhaus in Geesthacht. Seitdem lebt sie im Diakoniewerk Tabea, Hamburg-Osdorf. Sie hat seit den 1950er Jahren mehrfach Israel besucht und arbeitete im Kibbuz Kazir am See Genezareth. Über ihre Zeit in Tabea seit 1946 berichtet sie in einem Buch der Schwesternschaft: Tabea. Erfahrung mit Berufung. Lebensspuren der TABEA-Diakonissen, Hamburg 2011, S. 79-83.

Georg Rudolf Krämer³³

(geb. 20.9.1935 in Frankfurt – gest. 26.12. 2008 in Hamburg)

Sohn von Georg und Gertrud Krämer. Nach der Verhaftung seiner jüdischen Mutter sorgte eine Freundin der Mutter für ihn. Der erst siebenjährige Sohn wurde als Judenkind gehänselt und litt psychisch unter der Trennung von seiner Mutter. 1944 lebte er bei einem Bauern im Taunus. Für eine Übergangszeit kam er durch die Baptistengemeinde in ein Heim nach Frankfurt-Eschersheim und danach ins Waisenhaus nach Bad Homburg (die spätere baptistische Kinderheimat Bensheim-Auerbach?), bevor ihn eine Pflegefamilie in Vogelsberg aufnahm. Seit 1953 arbeitete er als Bote in Frankfurt, erhielt 1954 eine Anstellung bei der Post und siedelte nach Hamburg über. In der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Hamburg-Eimsbüttel ließ er sich am 18.4.1954 von Prediger Herbert Wieske taufen.

Elly Krimmer³⁴

³³Quellen: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden W-19308 (Rudolf Krämer); siehe auch Gertrud Krämer.

³⁴Quellen: 4seitige Dokumentation von Friedrich Kleibert, Bremen (27.9.2007/22.10.2007, nach Angaben aus dem Staatsarchiv Bremen, dem Mitgliederverzeichnis der Hoffnungskirche Bremen, dem Protokoll der Gemeindeversammlung am 28.6.1931 und Überlieferungen von Marga Murken und Christa Thorn); Gemeinderegister Erfurt (E-Mail Kurt Schwinkowski,

(geb. 7.2.1885 in Liegnitz/Schlesien – ermordet 1942/43 im Getto Minsk)

Judenchristin und Holocaustopfer. Sie wurde getauft am 4.9.1921 in der Baptistengemeinde Erfurt durch Prediger Hugo Schostak. Später ging sie nach Dresden. Laut Gemeinderegister am 1.2.1925 nach Radbod (heute: Bockum-Hövel) entlassen. 1931 zog sie dann nach Bremen. Seit 28.6.1931 war sie Mitglied der Baptistengemeinde Bremen II (heute: Hoffnungskirche).

Aus der Dokumentation von Pastor Friedrich Kleibert geht hervor: „Sie ist Hausdame oder Heimarbeiterin und Näherin/Schneiderin und wohnt jeweils für mehrere Wochen oder Monate bei verschiedenen Familien.“ „Sie nimmt an den Gottesdiensten und übrigen Veranstaltungen teil und ist bei den Kindern beliebt, weil sie immer einen Vorrat an Süßigkeiten in der Tasche hat.“ „Am 29.1.1939 wird sie aus dem Mitgliederverzeichnis wieder gestrichen. Wahrscheinlich will sie die Gemeinde nicht durch ihre Anwesenheit und Mitgliedschaft in Schwierigkeiten bringen.“ Sie behält aber persönliche Kontakte zu Gemeindegliedern und zum Gemeindeprediger Franz Thorn (geb. 1904 in Dänemark, Prediger in Bremen II von 1937-1946, danach in der Gemeinde Kopenhagen, gestorben 1968). „Am Vorabend ihrer Deportation war sie auf ihren Wunsch in der Wohnung des Ehepaares Thorn. Dort haben sie gemeinsam Abendmahl gefeiert. Franz Thorn hat Elly Krimmer dann persönlich zur Sammelstelle begleitet.“ Wegen des verbotenen Treffens wurde Pastor Thorn angezeigt und verwarnt. Elly Krimmer wurde am 18.11.1941 mit dem zweiten Transport Hamburger Juden vom ehemaligen Hannoverschen Bahnhof in Hamburg (heute: Lohsepark) nach Minsk deportiert und dort später ermordet. Nach Auskunft von Heinz Szobries³⁵ hat der Gemeindevorstand damals einen Grundsatzbeschluss gefasst, nach dem Mitgliedern jüdischer Herkunft kein Abendmahl mehr gereicht werden solle. Prediger Franz Thorn habe es dennoch gewagt, geschützt durch seinen Status als Ausländer, solche Mitglieder zu sammeln und ihnen nach dem Gottesdienst persönlich das Abendmahl zu geben. Das Getto in der weißrussischen Hauptstadt wurde im Juli 1941 angeordnet, kurz nach der Eroberung durch die Wehrmacht. Es umfasste 100.000 Personen. Immer

Erfurt, 15.2.2008/15.3.2010); Gedenkbuch. Opfer d.Verfolgung d.Juden unter der ns Gewaltherrschaft i.D. 1933-1945, ²2006 Bundesarchiv Koblenz, Bd.II, 1827; Ausschnitt der Bremer Tageszeitung „Weser Kurier“ v. 25.9.1946 (Dok.ID 11197657, ITS Archiv, Bad Arolsen, E-Mail v. 12.10.2012); Beate Meyer, Die Deportation der Hamburger Juden 1941-1945, in: diess. (Hrsg), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933-1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung, Hamburg (2006) ²2007, 42-78, bes. 58-64 (Die Deportationen nach Lodz, Minsk und Riga); Die Gemeinde 26/2007, 17; LEISTEN, Wie alle, 2010, 132.167f; GUTMAN, I.: Enzyklopädie des Holocaust, Art. Minsk.

³⁵Mündlich 2011.

wieder führte die SS „Aktionen“ durch und ermordete Tausende von Juden. Zwischen November 1941 und Oktober 1942 kamen deportierte Juden aus Deutschland und der Tschechei ins Getto. Die deutschen Juden wurden zwischen dem 28. und 31. Juli 1942, am 8. März und im Herbst 1943 ermordet. Bei der Befreiung von Minsk am 3. Juli 1944 waren lediglich zehn deutsche Juden am Leben.

Die Bremer Hoffnungskirche hat ihrem judenchristlichen Mitglied mit dem Verlegen eines Stolpersteins vor dem Haus ihrer letzten Wohnung (Am Wall 76) öffentlich gedacht und sie in einer Gedenkfeier geehrt (25.9.2007/28.9.2007).

Günther Lack³⁶

(geb. 9.4.1919 in Neu-Salzbrunn/Breslau – gest. 27.7.2003 in Delmenhorst)

„Sein Großvater war wohl Rabbiner in Breslau. Seine Mutter wurde von einem Christen schwanger und durfte das Kind nicht behalten, er wurde dann von einer christlichen Familie adoptiert. Das rettete ihm das Leben, denn seine Mutter und der Großvater wurden in Auschwitz ermordet ... Er äußerte mir gegenüber den Wunsch, einmal nach Auschwitz zu fahren, aber nicht allein. Und so haben wir beide uns einer mir bekannten Gruppe angeschlossen, die erst nach Breslau fuhr und dort den Jüdischen Friedhof besuchte und dann weiter nach Auschwitz...“ (Irene Endraß, E-Mail vom 21.7.2014). Er wurde Mitglied der Baptistengemeinde/EFG Delmenhorst durch Taufe am 15.12.1963 durch Pastor Wolfgang Burk. Lack war der Name der Familie, die ihn adoptierte. Wie seine Mutter hieß ist nicht mehr bekannt. Er war verheiratet und hatte Kinder. Über seine Geschichte hat er einmal mit Irene Endraß und dann mit einer Bekannten aus der jüdischen Gemeinde gesprochen. Ein geplantes Interview kam nicht mehr zustande, sodass es keine schriftlichen Aufzeichnungen von ihm und über ihn gibt.

³⁶Quellen: E-Mail von Irene Endraß, Starnberg, vom 21.7. und 22.8.2014; E-Mail von Pastor Christian Richter, Delmenhorst, vom 27.9.2014 (Gemeinderegister).

Ernst Lewin/Ernst Kurt Levin³⁷

(geb. 2.2.1897 in Schleswig – gest. 23.8.1960 in Hamburg)

Jüdischer Herkunft. Er wurde 1920 von P.Fiehler in der Baptistengemeinde Schleswig getauft. Krankenpfleger. Spätestens seit 1926 wohnte er in Hamburg, Schäferstr. 39, später Edgar-Roß-Str. 16. Mitglied der Gemeinde Hamburg-Eilbeck (heute: Fuhsbüttel). Er war verheiratet mit Elisabeth, geb. Horn. Ein Sohn. „Eines Tages erschien Br. Lewin vor dem Vorstand und brachte vor, dass ihn sein Arbeitgeber entlassen wolle, weil er seine arische Abstammung nicht nachweisen konnte. Auf seine Bitte wurde ihm eine Bescheinigung über seine Mitgliedschaft in der Gemeinde ausgestellt“³⁸ Genaueres über seine jüdische Herkunft und mögliche Schwierigkeiten in der NS-Zeit lassen sich nicht mehr ermitteln. Bis an sein Lebensende blieb er Mitglied der Gemeinde Hamburg-Fuhsbüttel.

Max Michaelis³⁹

(geb. 10.7.1898 in Pielburg/Pommern – umgekommen im April 1945 im KZ Buchenwald, Außenlager Flößberg)

Judenchristliches Holocaustopfer. Er stammte aus einer Familie assimilierter Juden in Pommern und heiratete 1921 in Berlin Meta Weihs. Sie war Gemeindeglied erst in Berlin (Neukölln?) dann in Gelsenkirchen-Blumendelle. Durch sie lernte Max Michaelis die Gemeinde kennen. Seit 1923 lebte er mit seiner Frau in Bochum-Wattenscheid. Er wurde in Bochum-Hermannshöhe getauft, etwa 1927/1928, möglicherweise durch Prediger Johannes Fleischer. In Wattenscheid leitete er eine Stubenversammlung, ca. 1928-1930 und war evangelistisch sehr aktiv. Er wurde Gründer, Leiter und Hausmeister der Zweiggemeinde Wattenscheid und war von

³⁷Quellen: Festschrift 100 Jahre Gemeindegeschichte Hamburg-Fuhsbüttel 1984, 48; Festschrift Auferstehungskirche Hamburg-Fuhsbüttel, 125 Jahre, 2009, 23f; Mitgliederverzeichnisse und Gemeindegregister Hamburg-Fuhsbüttel (vormals Eilbeck); Protokollbuch der Vorstandssitzungen Gemeinde Hamburg-Eilbeck (1927-1945); Staatsarchiv Hamburg, Volkszählung 1938/39; Erinnerungen (mündlich) von Dr. Gisela und Ilse Bischke, Hamburg-Fuhsbüttel.

³⁸Zitat aus dem Vorstandsprotokoll vom 25. September 1936, Gemeinde Hamburg-Eilbeck.

³⁹Quellen: Protokolle Gemeinde Bochum-Hermannshöhe; Zeitzeuge Erich Droste, Bochum (Jg. 1916); achtseitige Dokumentation von Ronald Hentschel, Bochum (Mai 2009); vier noch lebende Töchter; Zeitzeugen Ilse und Erika Häsing, Hamburg; Page of Testimony, Yad Vashem, Jerusalem.

der Gemeinde angestellt. 1935, wohl nach den Nürnberger Rassegesetzen, wurde er jedoch aus der Gemeindefarbeit „entlassen“ und „steht mit seiner Familie mittellos auf der Strasse. Dennoch redet Max Michaelis fast ehrfürchtig von der Gemeinde und wird nicht irre an ihr. Er betet für viele Menschen aus der Gemeinde. Sein Glaube bleibt ungebrochen“ (Ronald Hentschel). Die Familie erhielt Hilfe durch Bochumer Baptisten (besonders von Ida Häsing). In der Goldhammerstraße 17, wo Familie Häsing zwei Wohnhäuser besaß, erhielt er mit seiner Familie durch Ida Häsing eine Wohnung im Vorderhaus; im Hinterhaus versammelte sich die Stationsgemeinde Bärenndorf. Max Michaelis kam in Lagerhaft, konnte aber seine Familie besuchen. Seit 1938 wurde er im KZ Bergkamen inhaftiert und auch zur Zwangsarbeit verpflichtet. Als sich die Lage für ihn zuspitzte und Gemeindeglieder Möglichkeiten zum Untertauchen für ihn überlegten, habe er geantwortet: „nein, es ist mein Weg“ (Zeitzeugen Ilse und Erika Häsing). 1943 oder 1944 kommt Max Michaelis ins berühmte Gestapogefängnis in Dortmund („Steinwache“). Wahrscheinlich wurde er von einem Gemeindeglied denunziert. Zwei Töchter wurden in Bochum-Hermannshöhe getauft. Angeblich hatte Max Michaelis im Juni 1944 um seine Streichung aus dem Gemeindegregister gebeten. Im Dezember 1944 wurde er ins KZ Buchenwald deportiert. Er kam im Außenlager Flößberg oder auf einem Todesmarsch aus dem KZ Buchenwald im April 1945 um. Nach dem Krieg wurde die Aufarbeitung der Geschichte des Vaters, wie von der ältesten Tochter gewünscht, von Verantwortlichen der Gemeinde Bochum-Hermannshöhe verweigert und auch in der Jubiläumsschrift der Stationsgemeinde Wattenscheid (25 Jahre) wurde ihr Gründer Max Michaelis überhaupt nicht erwähnt. Am 1. November 2009 wurde an das Leben von Max und Meta Michaelis in einem Gottesdienst erinnert und beide wurden in Anwesenheit der Töchter geehrt. Eine ausführliche Dokumentation ist von Pastor Ronald Hentschel, Bochum, erstellt worden. Seit 2.11.2009 ist sie auf der Homepage der EFG Bochum-Hermannshöhe zu finden: www.immanuelskirche-bochum.de; http://www.immanuelskirche-bochum.de/index.php?option=com_content&view=article&id=30&Itemid=33 Am Holocaust-Gedenktag 27.1.2011 wurde für Max Michaelis eine Bodenplatte im Eingangsbereich der Immanuelskirche gelegt mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an Max Michaelis 1898-1945 gestorben im Außenlager Flößberg des Konzentrationslagers Buchenwald Mitglied dieser Gemeinde.“ Am 29.9.2010 gibt Cousin Bernard Walter Michaelis, Kulmbach, in einem Gedenkblatt für Yad Vashem die Eltern mit Simon und Rosa Michaelis an, außerdem, dass Max Michaelis auf einem Todesmarsch von Flößberg nach Theresienstadt am 17.4.1945 umgekommen sei.

Herbert Michaelis⁴⁰

(geb. 23.12.1908 in Zülgenhagen/Pommern – gest. 1978 in USA)

Jüdischer Abstammung. Er wurde am 9.4.1933 in Berlin-Neukölln zusammen mit seiner nichtjüdischen Frau Martha durch Prediger F.Richert getauft und somit Mitglied der Baptistengemeinde Berlin-Neukölln. In der Festschrift der Gemeinde von 2009 wird aus dem Gemeindeprotokoll von 1941 zitiert: „Brd. Störzl gab der Gemeinde davon Kenntnis, dass Bruder Herbert Michaelis freiwillig aus arischen Gründen aus der Gemeinde ausgeschieden ist.“⁴¹ Es heißt, dass die Gemeinde diesen Vorgang „in stiller Weise“ entgegennahm. Wenig später verließ auch Schw. Michaelis, seine deutsche Ehefrau, die Gemeinde.⁴² Beide fanden Aufnahme beim Pastor der benachbarten unierten Melanchthon-Kirchengemeinde. Nach dem Krieg wurden sie gebeten wieder zurückzukehren.

Rudolf Ebeling, Ältester der Gemeinde, besuchte das Ehepaar Michaelis. Dabei brachte er zum Ausdruck, „dass die Gemeinde an ihnen ein Unrecht wieder gut zu machen habe, weil es nicht recht war, dass sie seinerzeit gebeten wurden, wegen der mosaischen Abstammung des Bruders aus der Gemeinde auszuscheiden. Sie wurden deshalb gebeten, in die Gemeinde zurückzukehren. Geschw. Michaelis erklärten jedoch, dass sie von Seiten des Pfarrers der Melanchthon-Kirchengemeinde, der sie sich angeschlossen haben, in der Drangsalzeit und in den Kriegsjahren soviel Gutes erfahren hätten, dass sie es als Undank ansehen müssten, wenn sie jetzt der Kirche den Rücken kehren würden. Der Beschluss des Vorstandes hätte ihnen damals sehr wehe getan, doch hätten sie jetzt alles verschmerzt und gedächten ohne Groll der Gemeinde.“⁴³ Ersichtlich ist, dass die Gemeinde ihr schuldhaftes Verhalten gegenüber ihrem judenchristlichen Mitglied gleich nach dem Krieg bekannte. Die Vermutung, er könnte ein Bruder von Max Michaelis sein, bestätigte sich im Gespräch mit dessen Töchtern zunächst nicht; wurde aber später zur Gewissheit. Sie erfuhren aus USA, dass Herbert Michaelis den Krieg „durch hilfreiche Menschen in einem Berliner Keller überleben konnte und erst nach Beendigung des Krieges nach Amerika ausgereist ist“. Auch hatte Max Michaelis als älterer Bruder maßgeblich zur Bekehrung seines jüngeren Bruders

⁴⁰Quellen: Gemeindearchiv EFG Berlin-Neukölln; PRESCHER, Gemeinde 14; Brief Dr. Prescher vom 23.9.2009.

⁴¹ Gemeindeprotokoll v. 21.9.1941 (vgl. PRESCHER, Gemeinde 14).

⁴² Gemeindeprotokoll 19.4.1942.

⁴³ Gemeindeprotokoll 29.7.1945.

beigetragen.⁴⁴ Wie die Kreiskirchliche Archivpflegerin von Berlin-Neukölln Frau Marieluise Küsgen am 23.11.2009 per Email mitteilt, ist über das Ehepaar Michaelis in der Phil.-Melanchthon-Gemeinde nichts bekannt. Möglicherweise hatte sie der damalige Pastor ohne Eintragung ins Kirchenregister aufgenommen und versteckt. Durch die im Internet veröffentlichte Lebensgeschichte von Max Michaelis kam es zu einem Kontakt mit der weitläufigen Familie Michaelis, die zum Teil in USA lebt. Sie haben ihrerseits eine Internetseite mit ihrer Familiengeschichte erstellt, u.a. auch von Herbert Michaelis: <http://www.family-michaelis.de/geschichten-stories/herberts-geschichte-the-story-of-herbert/> (Hinweis von Ronald Hentschel vom 9.9.2010), <http://www.family-michaelis.de/familiengeschichten-familiystories/herberts-geschichte-the-story-of-herbert/> (Zugriff 30-10-2011). Daraus geht hervor, dass Herbert Michaelis im Jahre 1931 Martha Stelter heiratete, die keine Jüdin war und ihnen 1935 ein Sohn Siegfried geboren wurde. Das Ehepaar wurde am 9.3.1933 in der Baptistengemeinde Berlin-Neukölln getauft. Im Jahre 1941 wurde es Herbert Michaelis untersagt, an den Gottesdiensten teilzunehmen. Er war gelernter Schneider. Sein Schneidergeschäft musste er schon 1938/1939 aufgeben. Danach ließen ihn die Nazis erst im Baubereich dann ab 1941 in Rüstungsfabriken arbeiten und hielten ihn mit anderen in Zwangslagern fest. Nach dem Krieg konnte er seinen erlernten Beruf wieder ausüben. Er emigrierte mit seiner Familie 1949 in die USA (Chicago). Dort verstarb er im Alter von 69 Jahren.

Israel und Eugenia Moran, geb. Janover⁴⁵

(Israel: geb. 30.3. 1899 in Kiew – gest. 12.10. 1963, Eugenia: ebenfalls in Kiew geboren - gest. 1967)

Baptistische Judenmissionare in Kiew, Berlin, London, Hannover, Bad Homburg. Er bekehrte sich 1916 zum Glauben an den Messias Jesus und wurde im Dnjepr-Fluss getauft, nachdem seine Eltern bereits 1905 bzw. 1907 Judenchristen wurden. Durch das Zeugnis seines Vaters entstand eine judenchristliche Gemeinde in Kiew, die Israel Moran, der ursprünglich Morogowsky hieß, nach dem Tod seines Vaters 1920

⁴⁴Siehe Dokumentation von Ronald Hentschel; Gespräch in Bochum am 1.11.2009 anlässlich des Gedenkgottesdienstes für ihren Vater; E-Mail mit Brief vom 29.7.2010 (Meta Lauterjung).

⁴⁵Quellen: STRÜBIND, Freikirche 261.266 und Register; Die Gemeinde 25/1959, 8; 36/1961,7f und 49/1963, 11f; FORNACON, FRANK: Vier Kapitel baptistischer Judenmission: Die Gemeinde 24/1984, 6; RAILTON, NICHOLAS M.: ZMR 87/2003, Heft 1, 22f; VOIGT, KARL-HEINZ: Freikirchen in Deutschland (19. und 20.Jh.) (Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen III/6), Leipzig 2004, 175.

übernahm. Auf der Suche nach einer missionarischen Ausbildung kam er 1923 nach Deutschland. Zuerst erhielt er eine einjährige Ausbildung am Missionsseminar „Licht im Osten“ in Wernigerode, danach verbrachte er zwei Jahre auf der Bibelschule Wiedenest. 1925 folgte seine Braut. Da die Rückkehr nach Russland versperrt war, blieben sie hier. Sie heirateten am 10.4.1926. Ein Jahr später wurden sie nach einem dreimonatigen Aufenthalt in London von der judenchristlichen Mildmay-Mission nach Berlin ausgesandt. In Berlin wirkten sie als Judenmissionare von Oktober 1927 bis zum September 1938. Zuerst benutzten sie fünf Jahre lang einen großen Saal im Norden Berlins. Seit 1933 versammelte sich notgedrungen wieder in ihrer Privatwohnung eine Gruppe christusgläubiger Juden. Israel Moran verhandelte im Sommer 1936 mit der Gestapo, um seine judenchristliche Arbeit legalisieren zu lassen: „Nach einer längeren Verhandlung, erhielt ich auch die Genehmigung, eine judenchristliche Gemeinde zu organisieren und zu leiten.“ Am Alexanderplatz schließlich gelang es ihnen, Räume zu mieten. Israel Moran stellte betrübt mangelnde Solidarität mit seiner judenchristlichen Gemeinde fest: „Von den Christen wurden wir jedoch, trotz besserer Erkenntnis ihrerseits, aus Angst nicht in ihrer Mitte zugelassen. Keine Gemeinde war bereit, uns ihr Taufbassin zur Verfügung zu stellen.“ In einem Goldfischeich außerhalb Berlins musste die Taufe neuer Mitglieder vollzogen werden. Ein neuer Saal wurde in der Neuen Königstrasse bezogen. Über das Ende ihrer Tätigkeit in Berlin berichteten Morans 1961: „Es war uns ein tiefer Schmerz, im September 1938 in aller Eile Berlin verlassen zu müssen. Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde die Gemeinde verboten. Viele unserer judenchristlichen Geschwister sind ums Leben gekommen; einigen gelang es wie auch uns, noch zeitig herauszukommen. Und manche sind wie ein Brand aus dem Feuer gerettet worden. Die ganze Einrichtung unserer Gemeinde ist abhanden gekommen, doch ist es merkwürdig, dass das silberne Abendmahlsgerät unserer judenchristlichen Gemeinde in Berlin versteckt wurde und heute noch von einer deutschen Gemeinde in Westberlin gebraucht wird.“ Die Mildmay-Mission rief Ehepaar Moran mit ihren drei Kindern nach London zurück. Israel und Eugenia Moran änderten ihren Familiennamen (bisher Morogowsky) und ihre Staatsangehörigkeit. Nachdem sie nach dem Krieg mehrere Male Westdeutschland und Berlin besuchten, setzten sie seit den 50er Jahren den judenmissionarischen Einsatz fort, er als Missionssekretär für Europa für die „British Society for the Propagation of the Gospel among the Jews“, und sie besuchten „die zerstreuten Juden und Judenchristen“ in den größeren Städten Deutschlands.

Klara Pflugk, seit 1936 Nagel, geb. Chichekin⁴⁶
(geb. 3. Okt. 1872 in Hamburg – ermordet am 22. Sept. 1942 im Ghetto
Theresienstadt)

Judenchristin und Holocaustopfer aus Dresden. Ihr Vater war Jakob Chaim Chichekin (Türkei), ein Handelsmann, ihre Mutter Jente Lea Simon. Sie verlor früh beide Eltern und wuchs in einer Pastorenfamilie auf. Sie kam nach Dresden und wurde in der Baptistengemeinde am 28.5.1905 getauft und aufgenommen. Ihr Beruf wird mit Justeurin und Filialleiterin angegeben. Am 29.8.1918 heiratete sie Karl August Pflugk in Dresden. Seit 1936 trug das Ehepaar den Namen Nagel. Ihr Ehemann starb am 9. Juni 1938, was sie schutzlos machte. Dresdner Gemeindeglieder beschreiben sie als kraftvolle Zeugin Jesu Christi. Sie lud jüdische Menschen in ihre Wohnung ein und bezeugte vor ihnen ihren Glauben an Jesus. In der Gemeinde arbeitete sie in der Sonntagschule mit und wurde gebeten im Chor mitzusingen.

Der baptistische Judenmissionar Rudnitzky kam auf seinen Reisen mehrfach nach Dresden und besuchte dort offensichtlich im Februar 1927 die Judenchristin Klara Pflugk.⁴⁷

Auch in der NS-Zeit besuchte sie die Versammlungen der Gemeinde. „Allerdings nahm sie im Predigerzimmer Platz und hört durch die offene Tür auf die Verkündigung.“ Der Gemeindeprediger Friedrich Mascher (1871-1952) wird „mehrfach von der Gestapo zur verbotenen Beziehung zwischen der Baptistengemeinde und einer Jüdin verhört.“ Aufgrund seiner kraftvollen, respektablen Persönlichkeit, überstand er alle Verhöre, ohne Nachteil für die Gemeinde. Die Deportation ins KZ Theresienstadt ließ sich jedoch nicht verhindern. „Als sie den Deportationsbefehl erhielt, verabschiedete sie sich bei einer ganzen Reihe von Geschwistern. Einer jungen Schwester sagte sie dabei: Sei getreu bis in den Tod! Dies war ihr Lebensgrundsatz. Ihren letzten Weg in Dresden zum Deportationszug brauchte sie nicht alleine zu gehen. Zwei Brüder, Artur Heinze und

⁴⁶Quellen: 100 Jahre Begegnungen. Zur Geschichte der Baptistengemeinde Dresden, 1992, 58-60; ein Bild von ihr: Bildteil 6 (Texte: Herbert Fuhrmann); E-Mail von Hans Pflugk vom 11.2. und 22.3.2019; GUTMAN, Enzyklopädie des Holocaust, Art. Theresienstadt; KARNY, M./FRANKL, M. (Hgg.): Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland 1942-1945, Prag 2000 (ihr Name ist nicht verzeichnet, aber im Gedenkbuch des Bundesarchivs Koblenz:

<https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de?result#frmResults>;
<https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de999472>).

⁴⁷HENTSCHEL, RONALD: Naphtali Rudnitzky-Leben und Wirken eines Judenmissionars, Abschlussarbeit Seminar Hamburg 1994, 51f; Oelberg Nr.31/32, 1927, 7.

Ernst Berndt, begleiteten sie und stellten damit ihre Liebe zu einer jüdischen Schwester über die Gefahr der eigenen Inhaftierung.“ Die Gemeinde Dresden schreibt in ihrer Festschrift weiter: „Recherchen in den CSSR-Archiven zur Klärung ihres Leidensweges blieben erfolglos. Vermutlich ist sie während des Transportes nach Theresienstadt verstorben.“ Nach den Recherchen von Hans Pflugk geschah die Deportation ab Dresden am 7. September 1942 und ihr Todestag war der 22. September 1942: <https://www.holocaust.cz/de/datenbank-der-digitalisierten-dokumenten/dokument/83872-nagel-christine-renate-clara-todesfallanzeige-ghetto-theresienstadt/> (Todesfallanzeige vom Ghetto Theresienstadt im Nationalarchiv Prag). Ihre Vornamen waren Renata Christiane Klara (auch Christine Renata Clara Christiane). Sie ist eingetragen im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945 (unter Nagel, Christine).

Im Zweiten Weltkrieg wurde Theresienstadt in ein Getto umfunktioniert. Es wurde von der SS verwaltet. Erste Juden aus Prag trafen im November 1941 ein. Im Sommer 1942 kamen Tausende von Juden aus Deutschland und Österreich ins Getto. Geplant war, die Internierten allmählich in die Vernichtungslager im Osten zu deportieren, das Lager selbst, um die Weltöffentlichkeit zu täuschen, als eine „jüdische Mustersiedlung“ zu präsentieren. Von November 1941 bis April 1945 wurden insgesamt 140 000 Juden nach Theresienstadt gebracht. 19 000 waren bei der Befreiung durch die Rote Armee am 8. Mai 1945 noch am Leben.

Käthe Philipp⁴⁸

(geb. 19.12.1896 in Lüneburg – gest. in Israel)

Beide Eltern waren jüdischer Abstammung. Ihr Vater war ein angesehener Zahnarzt in Lüneburg, Dr. S.Philipp. Er wurde 1868 in Lüneburg geboren. Käthe Philipp war ledig und geistig behindert. Sie wurde laut Mitgliederbuch der EFG Lüneburg im Januar 1925 in Bendorf/Rheinland durch Bongard getauft. Vom 17.2.1932 bis zum 8.3.1936 war sie Mitglied der Lüneburger Baptistengemeinde. Im Jahre 1936 wanderte die Familie nach Palästina aus. „Als die Familie auf dem Weg ins rettende Schiff war, erlitt Käthes Mutter einen Zusammenbruch und starb“ (Festschrift EFG Lüneburg 100 Jahre, 53). Käthes Nichte Frau Ruth Marx-Lustig, Haifa, berichtet in einem Brief an Pastor Harry Dörr, Lüneburg: „Meine Tante Käthe Philipp wohnte in Israel ab 1936 bei einer jüdischen Familie, die zum Christentum übergetreten war und war sehr viel mit anderen Baptisten zusammen. Leider verschlechterte sich ihr

⁴⁸ Quellen: E-Mail Harry Dörr, Lüneburg vom 26.8.2012; Brief Harry Dörr v. 28.8.2012; Gemeinderegister EFG Lüneburg; Festschrift 100 Jahre Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Lüneburg 1894-1994, Lüneburg 1994, 53-54.

geistiger Zustand im Alter, sodaß meine Mutter sie nach dem Tode ihres Vaters in ein Heim geben musste...“ (Festschrift EFG Lüneburg 100 Jahre, 53).

Elsa Pusch, geb. Rühl⁴⁹

(geb. 5.8.1907 in Hamburg – gest. 12.3.1972 in Norderstedt)

Tochter von Adele und Karl-Wilhelm Rühl. Sie wurde getauft in der Baptistengemeinde Hamburg-Eimsbüttel von Prediger C.A.Flügge am 24.11.1918. Erstmals ist sie als Mitglied genannt im Jahresbericht (Mitgliederverzeichnis) 1920 der Baptistengemeinde „Zoar“ Hamburg-Eimsbüttel (der Jahresbericht 1919 ist nicht mehr vorhanden). 1929 Heirat mit Reinhold Pusch (1908-1975), ebenfalls Mitglied der Gemeinde „Zoar“ seit 1921.

Tochter Renate Voss erzählt: Nach 1935/36 wurde sie in der Gemeinde angefeindet; sie war nicht mehr willkommen. Aber bis 1940 wurde sie noch mit ihrem Mann im Mitgliederverzeichnis genannt. Die Behörden forderten Reinhold Pusch mehrfach auf, sich von seiner jüdischen Ehefrau scheiden zu lassen. Weil er sich standhaft weigerte, wurde er degradiert und noch am 28. April 1945 unehrenhaft aus der Deutschen Wehrmacht ausgestoßen.

Aus dem Bericht von Ehemann Reinhold Pusch („Oma Rühls Leidensweg“, 1982) geht hervor, dass Elsa Pusch wie ihre Mutter mehrfach von der Gestapo vorgeladen wurde (Gestapo-Dienststelle Rothenbaumchaussee). „Sie tat es jedesmal mit großer Bangigkeit.“ Diese Vorladungen hielten an bis zum Einmarsch der Engländer in Hamburg (4. Mai 1945).

Auch Liesel Dorra, geb. Rühl erinnert sich an Onkel Reinhold (Pusch), der im Krieg zuletzt in Dresden als Funker eingesetzt war und dem von dort nach dem Angriff auf Dresden (13.2.1945) die Flucht nach Hamburg gelang. Wegen der „Mischehe“ gab

⁴⁹Quellen: Sohn Carsten Pusch, Neumünster (Tel. im Oktober 2009 und 23.11.2010, E-Mail vom 23.11.2010) und Tochter Renate Voss, Hamburg (Gespräch am 6.10.2009, Brief v. 11.10.2009); Gemeinderegister Hamburg-Fuhlsbüttel; Protokollbuch der EFG Hamburg-Eimsbüttel Juni 1944-Mai 1967; Jahresberichte (Mitgliederverzeichnisse) der Baptistengemeinde „Zoar“, Hamburg, Tresckowstr., von 1920-1945; Reinhold Pusch: Oma Rühls Leidensweg (3seitiges Manuskript vom 10.8.1982); Reinhold Pusch: Ich gedenke der vergangenen Jahre, 32 S., Norderstedt 1984 (handschriftliches Manuskript); Tel. Liesel Dorra, geb. Rühl, Welzheim, vom 8.11.2010 und 24.11.2010, Brief vom 9.12.2010, Besuch in Welzheim am 30.8.2011; Beate Meyer, Fragwürdiger Schutz - Mischehen in Hamburg (1933-1945), in: diess. (Hrsg.), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933-1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung, Hamburg (2006) 2007, 79-88.

es finanzielle Schwierigkeiten für Reinhold Pusch und seine jüdische Frau Elsa; u.a. wurden ihnen die Kinderzulagen gestrichen. Die Gestapo habe seine Entlassung aus der Armee gefordert, aber sein Vorgesetzter wusste dies zu verzögern und schließlich zu verhindern.

Sohn Carsten Pusch ergänzt und präzisiert: Vor dem Krieg war Vater in Hamburg-Fuhlsbüttel beim „Flugsicherungsdienst“ beschäftigt. Damals schon wurde er bedrängt, sich scheiden zu lassen. Weil sich Reinhold Pusch weigerte, wurde im Mai 1939 seine Entlassung verfügt. Aber sein Chef riet ihm, sich mit einem Gesuch an Göring zu wenden, seine Entlassung aufzuheben. Denn er sei Spezialist, den die Flugsicherung nötig brauche. Dem Gesuch wurde stattgegeben, er wurde weiterbeschäftigt, jedoch ohne Beförderung und Gehaltsverbesserung und auch die Kinderzulagen wurde gestrichen. Der Vater sei nach dem Angriff auf Dresden im Februar 1945, nachdem sich sein Stab aufgelöst hatte und die Vorgesetzten geflohen waren mit einem Freund in Zivilklamotten über die Elbe nach Hamburg geflohen und dort im April angekommen. Er hat im Alter seine Fluchtgeschichte aufgeschrieben („Ich gedenke der vergangenen Jahre“, handschriftlich, 32 S., 1984).

Im Jahresbericht der Baptistengemeinde Eimsbüttel von 1945 ist nur noch Ehemann Reinhold Pusch eingetragen. Im Protokoll der Gemeindestunde vom 11. November 1945, also nach dem Krieg, heißt es unter Streichungen: „Schw. Elsa Pusch streichen wegen jahrelangem Fernbleiben aus der Gemeinde.“ Offen bleibt, ob die Verantwortlichen aus Unkenntnis oder aus mangelnder Sensibilität so gehandelt haben. Die Tochter Renate Voss erklärt dazu: „Es war zu der Zeit einer Mutter von 4 Kindern im Alter von 2 – 12 Jahren unmöglich, einen Weg von jeweils ca. 1 Stunde zurückzulegen, unter anderem auch wegen der ständigen Fliegeralarme.“ Jedenfalls ist im Jahre 1948 ihre Wiederaufnahme verzeichnet, eine nähere Begründung fehlt. Seit 1951 war sie mit ihrem Mann Mitglied in der EFG Hamburg-Fuhlsbüttel und später ab 1970 in der EFG Norderstedt.

S. Walter Rothschild⁵⁰

(geb. 11.12.1908 in Bielefeld – verst. 1980 in Hamburg)

⁵⁰Quellen: Theo Wieske (79), Tel. im Nov. 2009, EFG Hamburg-Eimsbüttel; Mitteilungsblätter der EFG Hamburg-Eimsbüttel v. 10. Juni 1954 und 27. Sept. 1954 sowie Mitgliederverzeichnisse 1957 und 1959; Missionsblatt „Israels Wächter“, Hamburg, 3. Ausgabe Dezember 1954; E-Mail Hans Rothkegel, Hamburg, vom 15.11.2010; Tel. Anni Herdmann, Hamburg, 30.11.2010; Wiedergutmachungsakte Mariechen Rothschild 32896, Staatsarchiv Hamburg.

Judenmissionar, jüdischer Herkunft, verh. mit
Mariechen (Mary) Rothschild, geb. Petzold
(geb. 21.1.1910 – verst. 1993 in Hamburg).

Nichtjüdin. Verheiratet seit dem 28.12.1929. Sie emigrierte mit ihrer Familie 1938 von Hamburg aus nach England, gemeinsam mit ihrem jüdischen Ehemann. Aus der Emigration kehrten sie am 27.10.1953 nach Hamburg zurück. Im Missionsblatt „*Israels Wächter*“ vom Dezember 1954 wurde die Bereitschaft von Rev. Rothschild und seiner Frau gelobt „*zurückzukehren in das Land, in dem sie soviel gelitten haben.*“ Als Leiter einer Londoner judenmissionarischen Gesellschaft „*Gospel Mission for Israel*“ kehrte er mit seiner Frau nach Hamburg zurück und beide wurden 1954 in die Eimsbütteler Gemeinde aufgenommen. Hier leitete er den deutschen Zweig der „*Evangeliums Mission für Israel*“ und gab das vierteljährlich erscheinende Missionsblatt „*Israels Wächter*“ heraus. Schriftführer des deutschen Zweiges der Mission war der Eimsbütteler Baptistenprediger Herbert Wieske, der das Missionswerk offenbar sehr unterstützte. Im Mitteilungsblatt der EFG Eimsbüttel vom 27. September 1954 teilte Prediger Herbert Wieske mit: „*Mit Freuden vernahmen wir, daß Gott unserm Br. Rothschild für die junge Evangeliums-Mission-für-Israel (EMI) offene Türen gibt. Wir sehen es als Vorrecht an, dass wir als Gemeinde am Entstehen und Gedeihen dieses Werkes durch Geschw. Rothschilds Mitgliedschaft Anteil haben dürfen. Solch junges Gotteswerk muß umbetet und geliebt werden. Da wollen wir nicht fehlen.*“ Im Mitgliederverzeichnis von 1957 sind sie noch mit der Anschrift Brahmsallee 31 verzeichnet; im Mitgliederverzeichnis von 1959 heißt es von Ehepaar Rothschild: „*z.Zt. in England.*“ Seit 1961 lebten sie wieder in Hamburg, als Mitglieder der Gemeinde Eimsbüttel. Walter Rothschild verstarb im Jahr 1980. Seine Frau 1993.

Naphtali Rudnitzky⁵¹

(geb. 4.5.1869 in Nikolajew/Südrussland – gest. 4.2.1940 in Stockholm)

⁵¹Quellen: HENTSCHEL, Rudnitzky; DERS.: Freikirchenforschung 10/2000, 387-401: Europäische Judenmission; BALDERS, GÜNTER: Die Gemeinde 1976, Nr. 31 und 32, 10; STRÜBIND, Freikirche 262f; DIES., Christen 117.119f; LEISTEN, Wie alle 126-131; FORNACON, Judenmission 6; Naphtali Rudnitzky (Kurzbiographie von Ronald Hentschel) in: H. Ludwig u.a. (Hg), Evangelisch getauft - als "Juden" verfolgt. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch, Stuttgart 2014, S. 292f.

Baptistisch geprägter Judenmissionar jüdischer Herkunft. Er wurde getauft 1890 in der Baptistengemeinde Odessa. Ab 1895 studierte er am Hamburger Predigerseminar der deutschen Baptisten. Ein Studienjahr verbrachte er in Berlin bei Hermann Strack 1898. Seine Ehefrau Emma (1869-1949) war wohl keine Jüdin. Sie hatten fünf Kinder. Von 1899 bis 1902 war er Pastor in der Baptistengemeinde Schmalkalden/Thüringen. Seit dieser Zeit gab er das Missionsblatt „Der Oelberg“ heraus. Es erschien von 1902 bis 1938 und wurde sein wesentliches Hauptwerk. 1908-1910 und von 1928 bis September 1935 wurde es im Oncken-Verlag Kassel gedruckt; die letzten Jahrgänge in Brünn. Daneben erschienen seit 1903 aus seiner Feder verschiedene Artikel in „Der Wahrheitszeuge“ sowie im „Hilfsboten“, die letzten im März 1933. 1902 Umzug nach Königsberg und Arbeit als Judenmissionar. Aufgrund zu geringer Unterstützung siedelte er 1905 um nach Berlin. Hier hatte er die längste und kontinuierlichste Zeit der Arbeit unter Juden. Ab 1920 wohnte er in einem Haus in der Oranienburger Straße 20 und pflegte gute Kontakte zu den Berliner Baptistengemeinden. Eine zu enge Anbindung an den Bund der Baptistengemeinden lehnte er ab, da sein Ideal eine eigenständige judenchristliche Gemeinde war. Auch von der Synagoge wurde seine Arbeit „zunehmend akzeptiert“. 1923 kam es zu einem abruptem Bruch mit seiner Missionsgesellschaft der „Hebrew Christian Testimony to Israel“ in London, deren Mitarbeiter er seit 1909 war. In Dresden bildete sich seit 1910 eine kleine Gruppe Judenchristen, die unter dem Einfluss von Rudnitzkys Arbeit standen. Immer wieder gab es Reisen durch das Reichsgebiet mit langen Aufhalten, auch in Skandinavien, wo er in Schweden und Finnland viele Unterstützer hatte. Reisen führten ihn auch nach Südosteuropa und Russland. Zwei Vereine bildeten sich zur Unterstützung seiner Missionsarbeit: 1906 der Verein „Israels Vänner“ in Stockholm und 1907 der „christliche Verein der Freunde Israels“ mit Sitz in Berlin. Den Vorsitz in Berlin führte in den ersten Jahren Baptistenpastor Eduard Schewe. Die Unterstützungsvereine sollten hauptsächlich finanzielle und organisatorische Hilfe leisten. Da auch hier wieder die finanzielle Unterstützung gering blieb, wurde er 1909 Mitarbeiter der „Hebrew Christian Testimony to Israel,“ und nannte seine Missionsarbeit nach ihrem Vorbild um in „Judenchristliches Zeugnis an Israel“. Neben Berlin und Dresden wirkte Rudnitzky unter Juden in Baden-Baden, Darmstadt, Emden, Erfurt, Frankfurt/Main, Fulda, Gumbinnen, Königsberg, Mainz, Rostock, Stuttgart, Thorn, Tilsit, Wiesbaden, Worms und Zwickau. Von 1927 bis 1932 arbeitete Rudnitzky in Frankfurt. In der dortigen Baptistengemeinde traf er auf einige Judenchristen. Gleichzeitig war er Prediger der Gemeinde Darmstadt. Im Protokoll der Hessischen Vereinigungskonferenz vom Mai 1929 heißt es: „Aus der ‚Arbeit unter Israel‘ berichtet Br. Rudnitzky-Frankfurt a.M. Diese Arbeit ist schwierig, weil dafür unter

den Christen häufig das rechte Verständnis fehlt. Leider ist gerade verkehrt betriebene Judenmission ein Hindernis für die Arbeit an den Juden gewesen.⁵² Danach kehrte er wieder nach Berlin zurück. Auf seinen zahlreichen Reisen durch Europa besuchte er auch die Zionistenkongresse in Wien (1925), in Zürich (1929) mit dem Auftritt von Chaim Weizmann und in Basel (1931) und berichtete darüber in seiner Zeitschrift „Oelberg.“ 1927 unternahm er eine Palästina-reise. In Artikeln wandte sich Rudnitzky frühzeitig und deutlich gegen Antisemitismus und den aufkommenden Nationalsozialismus und entlarvte „sowohl den russischen Kommunismus als auch den Nationalsozialismus in Deutschland als antichristliche Bewegungen“⁵³. Er beklagte oft antisemitisches Denken auch unter Christen. Daneben setzte er sich mit der Allversöhnungslehre eines Ernst F. Ströter kritisch auseinander.⁵⁴ Schon 1921 hatte Rudnitzky sich gegen die unkritische Übernahme der sog. „Protokolle der Weisen von Zion“ durch Ströter gewandt und sie als antisemitische Fälschung zurückgewiesen.⁵⁵ Im April 1933 verließ er Deutschland und emigrierte über Paris und Brünn nach Stockholm, wo er auf Einladung seines Freundes Pastor Møden die letzten Jahre seines Lebens wohnte. Bis 1937 stand er auf der Predigerliste des deutschen Bundes. Die deutschen Behörden lehnten sein Gesuch vom 28.12.1934 auf Wiedereinreise und Wiederaufnahme seiner Missionstätigkeit ab. Damit blieb er am Ende seines Lebens isoliert. „In der Herausgabe des ‘Oelberg’ zeigt sich Rudnitzky als kontinuierlicher Theologe, dem die Weitergabe der christlichen Botschaft an die Juden am Herzen lag. Sein Ziel war es, Christus für Juden verständlich zu bezeugen“ (Ronald Hentschel). Sein großes Ziel, die Schaffung einer eigenständigen judenchristlichen Gemeinde, blieb ihm verwehrt.

⁵²Protokoll der Hessischen Vereinigungskonferenz vom 19./20.Mai 1929, Archiv der EFG Kassel-Möncheberg (Hinweis und Kopie von Günter Schmidt, Vellmar bei Kassel).

⁵³Z.B.: Oelberg, Heft 3, 1919, 33ff; Wahrheitszeuge v. 12.Juli 1931, 220f: „Die Einstellung bibeltreuer Christen zu den Juden“; „Der Nationalsozialismus mit dem Herzen eines Judenchristen empfunden“, in: KLOTZ, LEOPOLD (Hg.): Die Kirche und das dritte Reich. Fragen und Forderungen deutscher Theologen, Gotha 1932, Bd.2, 85-91; HENTSCHEL, Freikirchenforschung 10/2000, 393-395.

⁵⁴Ewigkeit und Allversöhnung, Oncken Verlag Kassel, 1925, (120 S).

⁵⁵HIRSCHFELD, EKKEHARD: Ernst Ferdinand Ströter (1846-1922) und seine Israeltheologie: Freikirchenforschung 15, 2005/06, 63-67.

Adele (Udel) Rühl, geb. Weintraub⁵⁶

(geb. 4.3.1879 in Sokolow/Galizien – ermordet 4.3.1943 im KZ Auschwitz)

Holocaustopfer. Sie stammte aus einer jüdischen Familie in Galizien. Ihre Mutter Mincze war eine geborene Dornfest. Ihr Vater hieß Falik (Felix) Weintraub, von Beruf Händler. Ein Bruder wanderte ca. 1910 von Polen in die USA aus. Sie sprach von Hause aus jiddisch. Sie war Analphabetin. Ca. 1902 wanderte sie an den Rhein aus, wohnte in Kehl, arbeitete dort als Köchin und heiratete in Straßburg am 18.10.1906 Karl-Wilhelm Rühl (18.9.1873 – 28.12.1936). Er war 12 Jahre Berufssoldat, ging später zum Zoll und wurde Oberzollsekretär. Ein Sohn Karl wurde 1905 geboren; eine Tochter Elsa (verh. Pusch) 1907. Seit 1907 lebte die Familie in Hamburg-Eimsbüttel. In den Zwanziger Jahren bauten sie sich ein Haus in Langenhorn, Wattkorn 15. Als Mitglied in Hamburg-Eimsbüttel (Baptistengemeinde „Zoar“) wurde Adele Rühl erstmalig im Jahresbericht von 1914 erwähnt. Vermutlich wurde sie von Prediger Carl August Flügge getauft. Schon vor ihrer Heirat in Straßburg, war sie in die ev. Kirche konvertiert, etwa 1903. Ihr Ehemann Karl-Wilhelm wurde ein Jahr nach ihr 1915 Mitglied der Baptistengemeinde Eimsbüttel.

Seit dem 28.12.1936 war Adele Rühl Witwe. Sie wurde im Mitgliederverzeichnis bis zum Jahr 1940 genannt: „Rühl, Adele, Witwe.“ Im danach noch erhaltenen Verzeichnis von 1945 erschien sie nicht mehr.

Enkelin Renate Voss erzählt: In der Nazi-Zeit stand auch die Puschfamilie weitgehend zu Adele Rühl. Von einem Gemeindeglied, das in die Familie Rühl eingehiratet hatte, sich aber später von ihrem jüdischen Ehemann scheiden ließ (Sidonie Behrend), wurde sie Anfang 1942 als Jüdin denunziert. Andere Baptisten

⁵⁶Quellen: Enkel Carsten Pusch, Neumünster (Tel. Oktober 2009 und 23.11.2010) und Enkelin Renate Voss, geb. Pusch, Hamburg (Gespräch am 6.10.2009, Brief v. 11.10.2009); Enkelin Liesel Dorra, geb. Rühl, Welzheim (Tel. vom 8.11.2010 und vom 24.11.2010, Brief vom 9.12.2010, Besuch und Gespräch am 30.8.2011); Hamburger Jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Hamburg 1995, 359 (hier sind namentlich 8877 jüdische Opfer ermittelt); Wiedergutmachungsakte 351-11, 3735, Adele Rühl (Schriftstücke von 1943-1967), Staatsarchiv Hamburg; Sterbeurkunde, ausgestellt vom Standesamt II Auschwitz am 13. April 1943; Gedenkblatt Yad Vashem, Jerusalem, eingereicht von Enkelin Renate Voss 1975; MEYER, BEATE (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933-1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung, Göttingen 2006 (zum Umfeld); Jahresberichte (Mitgliederverzeichnisse) der Baptistengemeinde „Zoar“ (Eimsbüttel) von 1914-1940; 100 Jahre EFG Hamburg-Eimsbüttel (Festschrift), 1990, 36.55f.67f; E-Mail ITS Bad Arolsen v. 12.10.2012 (Veränderungsmeldung Polizeigefängnis Fuhlsbüttel Dok.ID 11341724, Dok.ID 11341770 und Sterbebuch Auschwitz Dok.ID 613289, ITS Archiv); Gemeindebrief Kreuzkirche Eimsbüttel, Februar/März 2013, 16.

(Ehepaar Rickborn und Mimi Detlefsen) hielten weiterhin zur Familie Kontakt. Als die Lage sich zuspitzte, riet die Familie sie solle zu ihrem Bruder in die USA emigrieren. Adele Rühl daraufhin: „Ich bin getauft, mein Mann war Soldat, was soll mir schon passieren.“ Von der Gestapo erhielt sie Mitte 1942 die Aufforderung zur Meldung. Der Sohn legte den Taufschein vor bzw. ein Dokument, das ihre Konversion bezeugte, was ihr aber nicht half. Im November 1942 erging eine zweite Aufforderung zur Meldung im Johannesbollwerk 7. Sie solle zum Arbeitseinsatz gebracht werden, hieß es. Eine gute Freundin riet ihr, sie solle „Schluss machen“, sie wisse doch, was sie erwartet. Adele Rühls Antwort: „Ich hab mir mein Leben nicht selbst gegeben, ich darf es mir nicht selbst nehmen. Was Gott mir zugedacht hat, muss ich tragen!“ Sie wurde verhaftet und im KZ Fuhlsbüttel von Dezember 1942 bis Februar 1943 in „Schutzhaft“ genommen. In dieser Zeit konnte ihre Familie alle 14 Tage eine Tasche in die KZ-Haft bringen mit Wäsche, Strickzeug und einer Thermoskanne mit Kaffee. Das letzte Lebenszeichen war ein Kassiber, der in der Thermoskanne gefunden wurde: „Wir kommen nächste Woche nach Auschwitz.“ Eine offizielle Mitteilung über die Deportation erhielt die Familie nicht. Reinhold Pusch schreibt in seinem Bericht über „Oma Rühls Leidensweg“ 1982: „Auch haben die Mitgefangenen durch Omas glaubensvolle Haltung manchen Trost erfahren.“ Elsa Pusch schreibt 1949: „Meine Mutter ist im Dezember 1942 aus rassistischen Gründen von der Gestapo verhaftet und ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel eingeliefert. Nach etwa 2 Monaten ist sie nach Auschwitz geschafft worden. Dort ist sie am 4.3.1943 verstorben.“ Am 4. Februar 1943 wurde sie nach Auschwitz deportiert. Eine Sterbeurkunde wurde für sie in Auschwitz ausgestellt mit dem Sterbedatum 4. März 1943. Laut Eintrag in der Sterbeurkunde: „evangelisch, früher mosaisch.“

Nach den Erinnerungen von Liesel Dorra, geb. Rühl, herrschte wohl eine Spannung zwischen den Familien Karl und Sidonie Rühl auf der einen sowie Elsa und Reinhold Pusch auf der anderen Seite. „Als jedoch in der Gemeinde bekannt wurde, dass Oma (Adele Rühl) in Fuhlsbüttel in „Schutzhaft“ war, entfuhr Siddys Mutter (Sidonie Behrend) der Ausruf: „Das haben wir nicht gewollt“ (Reinhold Pusch, 1982). Dies führte zur Annahme, Sidonie Behrend hätte ihre Schwiegermutter Adele Rühl bei den Behörden verraten. Ihre jüdische Identität war aber dort längst bekannt. Auf diesen Ausspruch hin, sei die Angelegenheit vor den Gemeindevorstand (damaliger Prediger war Herbert Wieske) gebracht worden. Dort sei die Sache aufgeklärt worden und die beiden Familien (Elsa und Reinhold Pusch sowie Mutter Sidonie Behrend und Großmutter Sidonie Rühl) hätten sich wieder versöhnt. Die Frage bleibt, wann dieses versöhnende Gespräch im Vorstand geführt wurde, noch im Krieg oder kurz danach. Liesel Dorra vermutet, dass es erst nach dem Krieg war, möglicherweise bei der Wiederaufnahme von Elsa Pusch 1948.

Im August 1982 brachte Reinhold Pusch auf Bitten der Familie zu Papier: „Was ich von Oma Rühl's Leidensweg und von den Umständen die dazu führten, erinnere.“ Ein dreiseitiges, maschinengeschriebenes Schriftstück. Darauf fußen in der Hauptsache alle Erinnerungen der Angehörigen. In ihrem Besitz sind auch die Kopien zweier Listen der Schutzhaft in Fuhlsbüttel, in denen unter „Zugänge“ ihre Großmutter Adele Rühl am 10.12.1942 verzeichnet ist und auch unter „Abgänge“ am 4.2.1943 mit dem Vermerk K.L.Auschwitz. („Zu- und Abgänge der Schutzhaftgefangenen im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, 10.Dez. 1942 und 4.Febr. 1943“). Am 3. März 2013 wurde für Adele Rühl ein Stolperstein verlegt und eingeweiht vor ihrem letzten Wohnort im Wattkorn 15 in Hamburg-Langenhorn in Anwesenheit der Familien Pusch, Rühl, Nachbarn und Hamburger Baptisten (Die Gemeinde 6/2013, 25).

Ca. 10.000 Hamburger Juden fielen dem Holocaust zum Opfer. Mit 17 Transporten wurden zwischen Oktober 1941 und Februar 1945 insgesamt 5.848 Personen aus Hamburg deportiert, von denen 5.296 ermordet wurden. Weitere 319 Personen wählten den Freitod und 140 Juden fielen der »Euthanasie-Aktion« zum Opfer. (MEYER, BEATE: Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk, Hamburg 2006)

<http://www.dasjuedischehamburg.de/>

Karl Rühl⁵⁷

(geb. 1905 in Hamburg - gest. 17.10.1981)

Sohn von Karl Wilhelm und Adele Rühl. Auch er war offenbar für kurze Zeit Mitglied der Gemeinde HH-Eimsbüttel. Im Jahrbuch (Mitgliederverzeichnis) von 1920 ist er verzeichnet, danach jedoch nicht mehr. Er trat aus der Gemeinde aus zusammen mit einer Gruppe, die der Freikörperkultur und der Wandervogelbewegung („Jugendbewegung“) zuneigten. Er war Tischler-, Tapezier- und Polstermeister. Er wollte Innenarchitekt werden und studierte darum an der Kunstschule in Hamburg, musste sie aber wegen seines Status als „Mischling“ wieder verlassen. Er heiratete am 3.September 1935 Sidonie Behrend, eine Baptistin aus der Gemeinde Eimsbüttel. Der Ehe entstammten zwei Töchter: Ruth und Liesel. Die Ehe wurde nach vier Jahren wieder geschieden. Später heiratete er erneut, ging aber nicht zu den Baptisten zurück. Als „Mischling ersten Grades“ wurde er im Krieg zu schweren Straßen- und Aufräumungsarbeiten herangezogen.

⁵⁷Quellen: siehe Adele Rühl

Siegfried Schmal⁵⁸, ursprünglich Schmul
(geb. 10.3.1904 in Briesen/Westpreußen – gest. 8.3.1974, Sao Paulo/Brasilien)

Beide Eltern, Jakob und Rosa Schmul, geb. Tuchler, waren jüdischer Herkunft. 1905 zog die Familie nach Berlin. Er war mit seiner ganzen Familie (Eltern, mehrere Brüder, zwei Schwestern) zur Gemeinde Berlin, Gubener Straße, konvertiert. Nach Schulbesuch in Berlin-Friedrichshain bis 1918 erlernte er in Kreuzberg den Beruf eines Elektromonteurs und übte diesen Beruf bis zum Jahre 1925 aus. 1926 ließ er sich durch Taufe in die Gemeinde aufnehmen. Im gleichen Jahr begann er das Studium am Hamburger Seminar der deutschen Baptisten und schloss es 1931 ab. Im Dezember 1928 änderte er mit seinen Geschwistern (Frieda, Jonas Julian und Max) seinen Namen von Schmul in Schmal. Er wurde Baptistenprediger in Pobethen/Ostproußen (1931-1933) und Grünberg/ Niederschlesien (1933-1938). Nach der erzwungenen Emigration arbeitete er als Pastor und Judenmissionar in Brasilien.

⁵⁸Quellen: STRÜBIND, Freikirche 260.268.270f; DIES., Christen 124 mit Anmerkung 49. 129f. 133; BALDERS, GÜNTER: Kurze Geschichte der deutschen Baptisten, in: DERS. (Hg.), Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. 150 Jahre Baptistengemeinden in Deutschland, Wuppertal, Kassel 1984, 102; Predigerseminar Hamburg-Horn. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum 1955, 52; MARKS, Baptisten, 173f.; ZEHRER, KARL: Ev. Freikirchen und das „Dritte Reich“, Göttingen 1986, 56. 93 mit Anmerkung 153; VOIGT, Freikirchen 175; Tel. mit Esther Hoffmann (Jg. 1924), Berlin, am 23.1. und 21.2. 2012; Brief v. Esther Hoffmann vom 18.2.2012 mit Foto Fam. Siegfried Schmal (um 1960); Bernhard Konieczny, Geschichte der „Gemeinde gläubig getaufter Christen (Baptisten)“ in Grünberg (Schlesien) in den Jahren 1902-1945, Frankfurt/Oder März 2007 (Manuskript 16 S., darin S. 11f über Siegfried Schmal und einem Artikel von Siegfried Schmal aus Wahrheitszeuge 1937, Nr. 34 v. 8.August, S.8f); Aufzeichnungen von Esther Hoffmann (Jg. 1924), Berlin: „10.November 1938“ (maschinenschriftlich, 1 S.) vom Mai 1998; „Nacherzählt!“ (handschriftlich, 1 S., undatiert); „10.Nov. 1938“ (handschriftlich, 2 S. DIN A5, undatiert), alle Aufzeichnungen im Oncken-Archiv Elstal; Vgl. MORSCH, GÜNTER/ZUR NIEDEN, SUSANNE (Hgg.): Jüdische Häftlinge im Konzentrationslager Sachsenhausen 1936 bis 1945 (Schriftenreihe der Brandenburgischen Gedenkstätten Bd. 12), Berlin 2004 (zum Umfeld). Entschädigungsakte Siegfried Schmal, Nr. 282388, Entschädigungsakte Gertrud Schmal, Nr. 284265, Amt für Wiedergutmachung 54439 Saarburg, Heckingstraße 31 (E-Mail v. 28.6.2012); E-Mail ITS Bad Arolsen v. 12.10.2012 (Namenliste des KZ Sachsenhausen Dok.ID 4091939 und Korrespondenzakte T/D 889904, ITS Archiv; Siegfried Schmal (Kurzbiographie von Andrea Strübind/Roland Fleischer) in: H. Ludwig u.a. (Hg), Evangelisch getauft - als "Juden" verfolgt. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch, Stuttgart 2014, S. 306f.

Anlässlich seiner Trauung am 5. September 1936 in Berlin durch Friedrich Sondheimer (1898 – 1984) wurde er von einem Gemeindeglied beim antisemitischen Hetzblatt „Der Stürmer“ denunziert.⁵⁹ Gegen ihn agitierende Gemeindeglieder bewirkten 1938 sein Ausscheiden aus dem Dienst. Im Juli 1938 meldete Bundesdirektor Paul Schmidt: „Pred. S. Schmal in Grünberg ist Nichtarier und hat infolgedessen nach allerlei Angriffen in der Gemeinde aus dem Dienst ausscheiden müssen. Der Weg unseres Bruders ist hart. Wir bemühen uns im Ausland, sollten aber für den Übergang etwas helfen. Br. Schmal hat treu und gewissenhaft im Segen gearbeitet.“ Nach der Pogromnacht 1938 wurde er verhaftet und ins KZ Sachsenhausen gebracht. Paul Schmidt konnte durch Fürsprache beim Reichskirchenministerium seine Freilassung zum 1. Dezember erreichen⁶⁰ mit dem Ziel, ihm die Ausreise nach Brasilien zu ermöglichen. Grundlage dafür war die Berufung als Pastor nach Sao Paulo mit Hilfe einer judenmissionarischen Gesellschaft aus England. Am 3. Januar 1939 emigrierte Prediger Schmal mit seiner Familie endgültig von Hamburg aus nach Brasilien. Aus der Entschädigungsakte geht hervor: Der Gauleiter von Schlesien verfügte 1938 seine Entlassung aus dem Pastorendienst. Grund dafür waren die nationalsozialistischen Rassengesetze. Pastor Hinderikus Heeren (1903 - 1974) musste als Vorsitzender der Vereinigung der Baptistengemeinden in Schlesien seinem Kollegen die schmerzliche Nachricht übermitteln: „Unterzeichneter empfing im Frühjahr 1938 die Aufforderung von der Gauleitung in Breslau, Herrn Schmal mitzuteilen, dass er aus rassistischen Gründen nicht mehr als Geistlicher amtieren dürfe. In dem Schreiben an Herrn Schmal habe ich zum Ausdruck gebracht, dass die Auffassung der Gauleitung nicht mit der Überzeugung der Bundesleitung der Baptistengemeinden in Deutschland übereinstimme. Aber unter dem Druck der NSDAP musste Herr Schmal seinen Dienst als Geistlicher am 1.7.1938 aufgeben.“⁶¹ In einem persönlichen Bericht über seine Verhaftung schrieb Siegfried Schmal: „In der Kristallnacht vom 9. zum 10. November 1938 wurde ich von dem Leiter der Geheimen Staatspolizei mit seinem Begleiter in das Amtsgerichts-Gefängnis Grünberg/Schles. abgeführt. Von dort wurde ich in das Gefängnis nach Liegnitz gebracht. Die darauffolgende Nacht wurde ich nach Sachsenhausen in das

⁵⁹Karl Zehrer nennt aus den Akten des Reichskirchenministeriums auch den Namen des baptistischen Denunzianten: ZEHRER, Freikirchen 93 mit Anmerkung 153.

⁶⁰E-Mail der Gedenkstätte Sachsenhausen vom 21.3.2012: in der Datenbank findet sich eine „Anweisung zur Entlassung zum 30.11.1938.“ Die Anweisung kam von der „Politischen Abteilung“; Siegfried Schmal trug die Häftlingsnummer 12861; das Original befindet sich im Russischen Staatlichen Militärarchiv Moskau.

⁶¹Bescheinigung vom 3.2.1961, bestätigt vom BEFG in Bad Homburg durch Bundesdirektor Dr. Rudolf Thaut am 15.3.1961. Vgl. Entschädigungsakte Siegfried Schmal, Blatt 6.

Konzentrationslager transportiert ... Meine Frau strengte sofort Befreiungsversuche an auf Grund der Überreise nach Brasilien. Wir hatten bereits die Reisepapiere und Fahrscheine in unseren Händen ... Über eine besondere Dienststelle erfuhr meine Frau weiteres über mich und konnte mich gegen eine hohe Geldsumme aus dem Konzentration loskaufen.⁶² Ergänzend teilte er in seinem Lebenslauf vom März 1961 mit: „Im Juni 1938 befahl der Gauleiter Schlesiens durch die Organisation der NSDAP meine sofortige Dienstabsetzung. Vom Monat Juli 1938 bis April 1939 blieb ich ohne Einkommen. Meine gesamte Wohnungseinrichtung und stattliche Bibliothek, sowie eine große Briefmarken- und Münzsammlung musste ich seinerzeit fast zu Schleuderpreisen abgeben, um die Mittel für die Überseereise nach Brasilien zu erstehen, weil mir nach den damals geltenden Anordnungen der NSDAP keine Mittel von andern Seiten (Privat- oder Dienststellen) zugebilligt werden durften.“⁶³

In Brasilien arbeitete er als Pastor der Vereinigung deutschsprachiger Baptisten in Rio Grande do Sul und als Judenmissionar zuerst in Santa Rosa (1939 bis 1948) und danach in Carazinho (1948-1952). Seit dem Jahre 1952 lebte er in Sao Paulo. 1957 erhielt er die brasilianische Staatsangehörigkeit.

Auf dem Baptistischen Weltkongress 1960 in Rio de Janeiro lernte Dr. Rudolf Thaut als Bundesdirektor der deutschen Baptisten Siegfried Schmal kennen. Dieser trug ihm seinen lang gehegten Wunsch vor, noch einmal nach Deutschland zu kommen und auch seine 86jährige Mutter zu besuchen. Daraufhin beschloss die BL, ihn nach 22 Jahren zu einem Besuch der Gemeinden in Westdeutschland einzuladen u. a. nach Berlin und Hamburg.⁶⁴ Im Januar 1961 kam er auf diese Weise zu einem Besuch seiner Mutter Rosa nach Deutschland. Dabei besuchte er auch die Gemeinde Berlin-Tempelhof. Hier machte ihn ein gewisser Herr Specht auf die Wiedergutmachung aufmerksam. Siegfried Schmal: „Im Jahre 1961 hatte ich die Gelegenheit durch den Bund Deutscher Baptistengemeinden, Dienst in deutschen Kirchen zu versehen. Bei meiner Vorstellung in der Baptistenkirche Berlin-Tempelhof am 8.1.1961 wurde ich mit einem Mitglied der Lokalgemeinde bekannt, das mir Aufklärung und Anweisung über die Wiedergutmachung gab...“⁶⁵ Im Jahrbuch des BEFG wurde er in den 1960er Jahren unter den baptistischen Pastoren in Brasilien mit Wohnsitz in Sao Paulo erwähnt. Bei seinem Tod 1974 schrieb Dr. Rudolf Thaut in einem Nachruf über ihn: „In seiner Liebe zu den Menschen und in dem selbstlosen Einsatz für sie, bei großer persönlicher

⁶²Entschädigungsakte Siegfried Schmal, Blatt 3, Eigenbericht vom 28.Februar 1961.

⁶³Entschädigungsakte Siegfried Schmal, Blatt 10.

⁶⁴ Die Gemeinde 35 (1960), 6; 22 (1961), 12f (mit Foto von ihm und seiner Mutter).

⁶⁵ Entschädigungsakte, Siegfried Schmal, Blatt 24.

Bescheidenheit, hat mich Bruder Schmal tief beeindruckt. Menschlich gesehen war es kaum zu verstehen, dass er nur mit Liebe und Verständnis von seinen deutschen Landsleuten sprach.“⁶⁶

Aus den Erzählungen und Unterlagen von Zeitzeugin Esther Hoffmann, Berlin (Jg. 1924), ergibt sich: Seit Sommer 1938, nach Angriffen von Gemeindegliedern, durfte Siegfried Schmal in der Gemeinde Grünberg nicht mehr predigen. Die Verhandlungen zur Ausreise begannen. Familie Max Hoffmann, Gemeindeleiter Paul Schiersch u.a. unterstützten weiterhin Familie Schmal. Nach der Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen hatte Siegfried Schmal nachts schlimmste Alpträume. Bei der Emigration mussten sie ihre persönliche Habe fast ganz zurücklassen. (Sie stammt aus Grünberg und wurde dort 1936 von Siegfried Schmal getauft). Der älteste Sohn Martin Schmal hat noch mehrere Male Deutschland besucht.

Siegfried Schmal war verheiratet mit

Anna Berta Gertrud Schmal, geb. Loebmann⁶⁷
(geb. 12.6.1905 in Berlin – verst. 1983)

Gertrud Schmal stammte aus einer jüdischen Familie. Ihr Vater hieß Eduard Loebmann, ihre Mutter Anna geb. Deresch. Laut Geburtsurkunde von 1905 war der Vater „mosaischer Religion“, die Mutter „evangelischer Religion.“ Gertrud Schmal erlernte den Beruf einer Kontoristin und arbeitete bis zu ihrer Heirat 1936 im Büro einer Firma, die aus rassistischen Gründen – die Inhaber waren Juden – aufgelöst wurde. Sie bekamen in Grünberg zwei Kinder, Sohn Martin (geb. 7.7.1937), später Prof. in Brasilien, und Tochter Hanna (geb. 14.10.1938). Gertrud Schmal: „Am 14. Oktober wurde mir eine Tochter (14.10.1938) geboren, die den aufgezwungenen Namen für jüdische Kinder „Hannacha“ tragen musste. Ich verlor für das Kind sofort die Naturnahrung vor Schreck durch die Abführung meines Mannes in das Konzentrationslager.“⁶⁸ Nach der Verhaftung ihres Mannes war sie vielfältigen Schikanen ausgesetzt. Sie berichtet: „Gleich nach der Abführung meines Mannes durch die Gestapo in das Gefängnis und Konzentrationslager am 9. November 1938 drängte der Hauswirt auf sofortige Aufgabe der Wohnung. Ich hatte Ausgehverbot und wurde überall wegen meiner rassistischen Zugehörigkeit als Jüdin gemieden. Ständig drohte mir die Gestapo, bald die Stadt und das Land zu verlassen, was

⁶⁶ Die Gemeinde 17 (1974), 16 (mit Foto).

⁶⁷ Entschädigungsakte Gertrud Schmal, Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Nr. 284265; vgl. Siegfried Schmal.

⁶⁸ Entschädigungsakte Gertrud Schmal, Bl. 22.

auch nach der Entlassung meines Mannes aus dem KZ erfolgte“.⁶⁹ Sie musste ihre Wohnungseinrichtung zu ganz niedrigen Preisen verkaufen, um ihren Unterhalt und die Kosten der Schiffsreise nach Brasilien aufzubringen. Für die Entlassung ihres Mannes aus dem KZ Sachsenhausen verlangte die Gestapo RM 2.000,00. Ihr Einkommen betrug im Jahre 1932 lediglich RM 1.440,00. Nach der Ausreise wurden ihnen in Brasilien noch drei weitere Kinder geboren. Im April 1965 war sie noch einmal auf Besuch in Deutschland.

Frieda Schmal⁷⁰, ursprünglich Schmul
(geb. 22.5.1902 in Briesen/Westpreußen – gest. 16.11.1999 in Berlin)

Schwester von Siegfried Schmal. Ihre Eltern waren Jakob und Rosa Schmul, geb. Tuchler. Beide Eltern waren jüdischer Herkunft. Sie war Krankenschwester. Taufe am 20.4.1924 in der Bethel-Gemeinde Berlin, Gubener Straße (heute EFG „Bethel“ Berlin-Friedrichshain) durch Prediger Bernhard Weerts. Auch ihre Familie gehörte zu dieser Baptistengemeinde. Zum nachfolgenden Prediger Paul Pohl (1893-1965) hatten sie eine herzliche Beziehung. Familie Schmul lud die Predigerfamilie Pohl ab und zu in ihren Garten außerhalb der Innenstadt ein. Als Paul Pohl mit seiner Familie 1929 nach Hamburg-Altona wechselte, zog Frieda Schmal ihnen nach. Am 10. August 1931 ließ sie ihren Namen von Schmul auf Schmal ändern. Sie soll dann in Hamburg eine Ausbildung in Krankenpflege begonnen haben. Weder in Tabea noch im Jerusalemer Diakonissenhaus in Hamburg ist das nachweisbar. Zu diesem

⁶⁹Entschädigungsakte Bl. 18.

⁷⁰Quellen: Festschrift Berlin-Tempelhof 1987, 150 Jahre, 12; STRÜBIND, Freikirche 268 und Anmerkung 49. 270 Anmerkung 55; DIES., Christen 124 Anmerkung 49; Diakoniewerk TABEA e.V. (Hg.): 100 Jahre TABEA: 1899-1999, Hamburg 1999, 55.143.145; LEISTEN, Wie alle 111; Gemeindearchiv Berlin-Tempelhof (E-Mail Rudolf Raming 13.9.2009, 21. und 22.9.2010); Briefe Adolf Pohl v. 27.11.2009, v. 7.9.2010 und 23.11.2010; E-Mail Anneliese Kirschner, Tabea, vom 23.2.2010; Tel. Egon Maschke, Hannover, am 25.8.2010, zuletzt 5.11.2010; Tel. Lothar Maschke, Berlin, am 17.11.2010; Gemeindearchiv EFG „Bethel“ Berlin-Friedrichshain (E-Mail Manfred Frank v. 17.9.2010); Tel. Horst Wachsmuth, Berlin, 25.11.2010; KOSMALA, BEATE: Verbotene Hilfe. Rettung für Juden in Deutschland 1941-1945, Vortrag Bonn 2004, 9 (Friedrich-Ebert-Stiftung, hg.v.Dieter Dowe); ein Foto der Fam. Pohl mit ihr aus dem Jahr 1931 in Hamburg (rechts außen Frieda Schmal, Privatbesitz Adolf Pohl, Buckow); Hamburger Abendblatt vom 9./10.Mai 2009, 15 (Cäsar Wolf); vgl. auch Rosa Schmul; Akte Frida Schmal, Entschädigungsamt Berlin 20.727; Akte Lucie Seiffert, Landesarchiv Berlin UH 737; Akte Rosa Schmul, Entschädigungsamt Berlin, 20.726; Die Geschichte ihrer Rettung wird erzählt in: Die Gemeinde 2/2012, 16f.

Zeitpunkt (1929/1930) unterhielt Tabea allerdings noch kein eigenes Krankenhaus (das Tabea-Krankenhaus in Blankenese wurde erst im März 1940 eröffnet). Hauptausbildungsstätte der Tabea-Schwester war seit 1923 das Freimaurer-Krankenhaus (heute Elisabeth-Alten- und Pflegeheim) Am Kleinen Schäferkamp. Dort übten sie auch verantwortlich die Pflege aus. Somit ist es wahrscheinlich, dass Frieda Schmal hier ihre Ausbildung zur Krankenschwester erhielt. (Dessen Leiter, Cäsar Wolf, war jüdischer Abstammung. Er nahm sich am 13. Mai 1933 das Leben, nachdem sein Krankenhaus von den Nazis enteignet wurde und er es nicht mehr betreten durfte.) Auch die beiden Töchter von Paul Pohl ließen sich dort ausbilden. Jetzt ist nachgewiesen durch die Entschädigungsakte, dass Frieda Schmal von 1931-1933 ihre Ausbildung in Krankenpflege in Hamburg im Krankenhaus „Deutscher Orden“, dem vormaligen Freimaurerkrankenhaus, erhielt. 1933 legte sie ihr Staatsexamen in Krankenpflege ab.

Noch im Jahr 1933 war sie wieder nach Berlin zurückgekehrt, wohl um ihren Eltern im Alter beizustehen. Von Dezember 1933 bis Mai 1935 übte sie Privatpflegen aus. Anschließend arbeitete sie in verschiedenen Krankenhäusern des DRK in Weißensee, Lankwitz, in der Schönstraße und zuletzt von August bis Oktober 1938 im Krankenhaus Königswusterhausen. Seit Juli 1939 war sie in Privatpflege im Hause von Lucie Seiffert in Berlin-Schöneberg beschäftigt. Sie kam ins Haus, weil die erblindete Tante von Lucie Seiffert, die mit ihr im Haus lebte, einen Unfall hatte und dadurch bedingt eine Schwesternhilfe nötig wurde. Frieda Schmal: „Bereits im Jahre 1940 konnte ich als Jüdin meinen Beruf als Krankenschwester nicht mehr ausüben.“ Im April 1941 wurde sie zwangsverpflichtet zur Arbeit in der Firma Pose, Boxhagener Straße 88, einem Wehrmachtsbetrieb. Bei dieser Zwangsarbeit – so gibt sie an – wurde sie von Obmann Buchholz viel schikaniert.

In Berlin erlebte sie die Nazi-Zeit und eine zunehmende Ausgrenzung auch in der Gemeinde. Gemeindeglieder wiesen sie ab: „Ihr Juden seid nicht liebenswert.“ Der Vater Jakob starb im Juni 1938. Von einem Gemeindeglied, das derselben Berliner Gemeinde, Gubener Straße angehörte wie sie, wurde sie in der Zeit der Juden-Deportationen versteckt. Ihre Lebensretterin ist die Baptistin Lucie Seiffert (1888-1969). Sie bezeugt: „Die Krankenschwester Frieda Schmal hat in der Zeit v. 30.9.1942 – 27.4.1945 in meiner Wohnung Berlin-Schöneberg Rossbachstraße 2 illegal gelebt.“ Bis dahin lebte Frieda Schmal mit ihrer Mutter Rosa und dem Bruder Max in der Kopernikusstraße 4. Mitte August 1942 erging der Bescheid der Gestapo, dass sie sich zum Transport nach Theresienstadt bereithalten sollten. Ende September teilte ihnen ein Ordner der jüdischen Gemeinde mit, dass die Mutter in den nächsten Tagen abgeholt werde. Frieda Schmal: „Dies war für uns der Zeitpunkt, in die Illegalität zu gehen. Wir verließen am 30.9.1942 die Wohnung, ließen alles stehen, um unser Leben zu retten.“ Seitdem lebte sie im Untergrund bei

Lucie Seiffert ohne Anmeldung und ohne Lebensmittelkarten. (Mutter Rosa wurde vom Schwiegersohn Erich Boche in Luckenwalde aufgenommen, Bruder Max tauchte unter und ihm gelang die Flucht in die USA). Die beiden Frauen kannten sich seit der Privatpflege von 1939. Lucie Seiffert nahm sie ohne Zögern in ihrem Haus auf für insgesamt 940 Tage. Frieda Schmal überlebte so im Haus als Krankenschwester, getarnt unter ihrem Vornamen: Schwester Frieda. Insgesamt fünf Zeugen bescheinigten nach dem Krieg das Leben von Frieda Schmal in der Illegalität bei Lucie Seiffert. Dazu gehören: Dr. W.Saeger, Willy Menden und Ruth Weinhausen (geb. 1901), deren Vater Missionar der englischen Juden-Mission in Berlin war. Auch die Freundin Ruth Weinmann hatte sie mit Geld und Lebensmittelkarten unterstützt. Nach dem Krieg blieb sie im Hause von Lucie Seiffert und pflegte ihre Lebensretterin bis zu deren Tod 1969 aus Dankbarkeit. Seit April 1951 war Frieda Schmal wegen einer Herzinsuffizienz anerkannt erwerbsunfähig.

In der Gemeinde wurde sie vermutlich aus dem Verzeichnis gestrichen, denn unter dem Datum vom 7.7.1946 ist ihre Wiederaufnahme in der Bethel-Gemeinde, Gubener Straße verzeichnet, ebenso die Wiederaufnahme von Rosa Schmul, ihrer Mutter. Am 11.Juni 1954 ließ sich Frieda Schmal zusammen mit ihrer Retterin Lucie Seiffert zur Gemeinde Berlin-Tempelhof überweisen. Dort wurde sie mit Datum 1.August 1954 eingetragen. Die Gemeinde schreibt in ihrer Festschrift von 1987: „Wenn es überhaupt Hilfe für jüdische Mitbürger gab, geschah dies nicht durch die Gemeinde, sondern es waren Liebeswerke einzelner Geschwister. Als Beispiel solch mutigen Handelns sei hier Lucie Seiffert genannt, die unter Gefahr für ihr eigenes Leben unsere Schwester Frieda Schmal lange Zeit in ihrem Haus verborgen gehalten hat.“

Sowohl Adolf Pohl, Buckow, als auch Egon Maschke, Hannover, sowie dessen Bruder Lothar, Berlin, kannten Frieda Schmal persönlich. Ebenfalls Horst Wachsmuth aus Berlin. Sie sind ihr vor, zum Teil während des Krieges und nach dem Krieg begegnet. Sie bezeugen, dass die Familie ursprünglich Schmul hieß. Frieda und ihr Bruder Siegfried hatten, um sich zu schützen, den Namen Schmal angenommen. Frieda Schmal hatte (wie auch ihre Mutter Rosa) in Berlin (bzw. in Luckenwalde) im Versteck überlebt; Frieda Schmal im Haushalt von Lucie Seiffert in Schöneberg, Rossbachstraße 2. Zu den Helfern gehörte auch Meta Maschke, die Mutter von Egon und Lothar Maschke. Egon Maschke bezeugt von seiner Mutter: „Ihre Gottesfurcht war größer als die Angst vor den Nazis.“

Lothar Maschke erinnert sich ebenfalls an Frieda Schmal. Er erzählt: Die Familie Maschke gehörte zur Station Alt-Glienicke (Hauptgemeinde Gubener Straße) und sie besaß einen großen Garten. Als nach dem Tod des Vaters 1938 die Gemeindeschwester Minna Hoyer (Gemeinde Gubener Straße) öfter die Mutter

besuchte, hat sie wohl darum gebeten, sie möge doch die versteckte Frieda Schmal mit Obst und Gemüse versorgen. So habe seine Mutter ihn und seinen Bruder Egon mehrfach zu Frieda Schmal mit einer entsprechend gefüllten Tasche losgeschickt, die sie an die Tür brachten. Darüber sollten sie niemandem Auskunft geben. Gleich nach dem Krieg gab es einen Besuch bei Frieda und Rosa Schmal/Schmul. Sie saß bereits im Rollstuhl. Leider habe seine Mutter später nie über die Geschehnisse gesprochen; sie sei auch von andern nie danach gefragt worden. Schriftliche Aufzeichnungen gebe es ebenfalls nicht. Er vermutet, dass Gemeindegeschwester Minna diese Hilfeleistungen organisiert habe und möglicherweise Prediger Theo Winter darüber informiert war.

Horst Wachsmuth, Berlin-Friedrichshain, weiß zu ergänzen, dass Frieda Schmal als Krankenpflegerin eine Haube vom Roten Kreuz trug. Fam. Schmal/Schmul habe zuerst in der Kopernikusstraße gewohnt. Lucie Seiffert sei nach den aufregenden Kriegsjahren herzkrank geworden. Und Frieda Schmal habe sie aus Dank für die Rettung in der Nazizeit bis an ihr Lebensende 1969 gepflegt.

Adolf Pohl hatte Anfang der 50er Jahre Frieda Schmal in ihrer Wohnung in Schöneberg besucht. Dort erzählte sie, dass sie „bei Alarm nie in den Luftschutzkeller ging, denn ihre Existenz durfte den Hausbewohnern keinesfalls bekannt werden.“

Auch Esther Hoffmann, Berlin (Jg. 1924), die aus Grünberg stammt und dort von Siegfried Schmal 1936 getauft wurde, hatte Frieda Schmal in der Nachkriegszeit viel besucht.

Andrea Strübind berichtet von einem Gespräch mit Frieda Schmal (vom 12.12.1988), dass deren ganze Familie (mit mehreren Brüdern) zur Baptistengemeinde Berlin, Gubener Straße konvertiert sei, aber in der Zeit des Dritten Reiches sukzessiv geächtet wurde. Bruder Max habe sich daraufhin vom Glauben abgewandt und der Vater sei ebenfalls von der Gemeinde enttäuscht gewesen.

Wie aus dem Gemeindearchiv der Baptistengemeinde Tempelhof hervorgeht, wurde Lucie Seiffert, die Judenretterin, am 3. August 1888 in Berlin geboren und am 6. Februar 1927 in der Gemeinde Gubener Straße von Prediger Sult getauft. Sie war ledig und verstarb am 28. November 1969. Sie wohnte zuletzt - auch schon in den Kriegsjahren - zusammen mit Frieda Schmal in Schöneberg in der Roßbachstraße 2 (vorn 1. Etage). Lucie Seiffert gehört zu den „Stillen Helden“⁷¹, die durch ihre mutige Tat Frieda Schmal vor Deportation und Holocaust bewahrte. Am 8. November 1962 hat der Berliner Senat ihr die Ehrenurkunde zuerkannt für ihre Hilfe für bedrängte

⁷¹ Vgl. Katalog „Gedenkstätte Stille Helden. Widerstand gegen die Judenverfolgung 1933 bis 1945“, 2. überarbeitete Auflage Berlin 2009, 1: „In Deutschland überleben etwa 5.000 'Untergetauchte', davon über 1.700 in Berlin.“

Verfolgte in der NS-Zeit, unterschrieben von Innensenator Heinrich Albertz und dem Reg. Bürgermeister Willy Brandt.
Von ca. 7000 Juden, die in Berlin während der Kriegszeit versteckt wurden, haben etwa 1.500 überlebt (Beate Kosmala).

Jakob Schmul⁷²

(geb. am 13.11.1875 in Briesen/Westpreußen – gest. am 18.6.1938 in Berlin)

Jüdischer Abstammung. Getauft (zusammen mit Tochter Frieda) am 20. April 1924 von Prediger Weerts in der Berliner Gemeinde Gubener Straße. Von der Gemeinde Lichtenberg am 5. Juli 1936 an die Gemeinde Schmidstraße (später: Tempelhof) überwiesen. Er war verheiratet mit Rosa Schmul und verstarb am 18. Juni 1938. Er hatte eine abgeschlossene Ausbildung als Klempnermeister. Rosa Schmul: „Mein Mann war selbständiger Kaufmann für Wild- und Geflügelhandel in der Zentralmarkthalle am Alexanderplatz von 1920 – 1936.“

Rosa Schmul, geb. Tuchler⁷³

(geb. am 19.1.1875 in Briesen/Westpreußen - verst. in Berlin am 5.8.1961)

Jüdischer Abstammung. Sie wurde getauft am 2. März 1913 durch Prediger Weerts in der Berliner Baptistengemeinde Gubener Straße. Sie hatte die „Gemeindeschule“ abgeschlossen, erhielt aber sonst keine weitere Berufsausbildung. Sie war Hausfrau.

1936 wurde sie zusammen mit ihrem Mann Jakob aus der Gemeinde Lichtenberg an die Gemeinde Schmidstraße überwiesen. Nach dem Tod ihres Mannes ließ sie sich am 25. Februar 1940 wieder an die Gemeinde Gubener Straße überweisen. Rosa Schmul über ihr Erleben in der NS-Zeit: „Durch die Verfolgung vielen Unruhen ausgesetzt.“ „Da Sternträgerin, der Gestapo ausgesetzt.“ „Jeden Tag gerechnet mit Abholung nach Theresienstadt.“

⁷²Quellen: Gemeindearchiv Tempelhof; Entschädigungsakte Rosa Schmul, Entschädigungsbehörde Berlin, 20.726.

⁷³Quellen: Gemeindearchive EFG Berlin-Friedrichshain und Berlin-Tempelhof; Tel. mit Egon Maschke, zuletzt 5.11.2010 und Lothar Maschke, 17.11.2010; Rosa Schmul, Entschädigungsakte III J, 20.726, Entschädigungsbehörde Berlin-Wilmersdorf, Fehrbelliner Platz 1; Gemeinderegister EFG Luckenwalde; Brief v. Sebastian Thierfelder, Luckenwalde, v. 7.7.2011; vgl. auch Frieda Schmal.

1939 erlitt sie einen Schlaganfall. In der Folge traten Sprachstörungen auf und der Druck durch die Gestapo verursachte Krämpfe in der Herzgegend, Beklemmungs- und Angstgefühle.

Die Deportationen während der NS-Zeit überlebte sie in der Illegalität bei Schwiegersohn Erich Boche (1898-1989) und Tochter Martha in Luckenwalde bei Berlin. Bis dahin lebte sie mit Tochter Frieda und Sohn Max in der Kopernikusstraße 4. Mitte August 1942 erging der Bescheid der Gestapo, dass sie sich zum Transport nach Theresienstadt bereithalten solle. Auf diesen Schreck hin bekam sie eine Gürtelrose und wurde zurückgestellt. Ende September teilte ihnen ein Ordner der jüdischen Gemeinde mit, dass sie in den nächsten Tagen abgeholt werde. Frieda Schmal: „Dies war für uns der Zeitpunkt, in die Illegalität zu gehen. Wir verließen am 30.9.1942 die Wohnung, ließen alles stehen, um unser Leben zu retten.“ In Luckenwalde lebte Rosa Schmul, von Boches verborgen, vom 30. September 1942 bis zum 27. April 1945 in der Wilhelmstraße 13, ohne polizeiliche Anmeldung und ohne Lebensmittelkarten. (Ehepaar Boche gehörte zeitweise zur Baptistengemeinde Luckenwalde.)

Am 7.7.1946 erfolgte die Wiederaufnahme in der Bethel-Gemeinde Gubener Straße zusammen mit Tochter Frieda. Folglich muss sie im Krieg aus dem Verzeichnis gestrichen worden sein.

Nach Auskunft von Egon Maschke lebte sie zuletzt im Heinrich-Grüber-Haus in Berlin-Zehlendorf (heute: Teltower Damm 124), einem Seniorenheim für Senioren mit Verfolgungsschicksal und verstarb dort 1961.

Lothar Maschke, Berlin (Bruder von Egon Maschke), erinnert sich ebenfalls an Rosa und Frieda Schmal. Er erzählt: Seine Familie (Maschke) gehörte zur Station Alt-Glienicke (Hauptgemeinde Gubener Straße) und sie besaß einen großen Garten. Als nach dem Tod des Vaters Jakob Schmul 1938 die Gemeindegewester Minna Hoyer (Gemeinde Gubener Straße) öfter die Mutter besuchte, hat sie – so vermutet er – darum gebeten, sie möge doch Rosa Schmal und ihre Kinder mit Obst und Gemüse versorgen. So habe seine Mutter ihn und seinen Bruder Egon mehrfach zu Rosa Schmul mit einer entsprechend gefüllten Tasche losgeschickt, die sie an die Tür brachten. Darüber sollten sie niemandem Auskunft geben. Gleich nach dem Krieg gab es einen Besuch bei Frieda und Rosa Schmal/Schmul. Sie saß bereits im Rollstuhl. Leider habe seine Mutter später nie über die Geschehnisse gesprochen; sie sei auch von andern nie danach gefragt worden. Schriftliche Aufzeichnungen gebe es ebenfalls nicht. Er vermutet, dass Gemeindegewester Minna diese Hilfeleistungen organisiert habe und Prediger Theo Winter darüber informiert war.

Julian Jonas Schmal⁷⁴
(geb. am 19. Okt. 1905 in Berlin)

Eltern: Jakob und Rosa Schmul. Er wurde in der Gemeinde Gubener Straße getauft von Prediger Weerts am 2. Mai 1920. Am 16. November 1934 wurde er Mitglied der Gemeinde Schmidstraße, am 24. Februar 1935 an die Gemeinde Lichtenberg überwiesen. Julian Jonas wurde 29. Oktober 1936 wieder Mitglied in der Gemeinde Schmidstraße und von dort am 25. Februar 1940 nach England entlassen. Danach verliert sich seine Spur. Im Erbschein anlässlich des Todes der Mutter Rosa von 1961 wird er in Argentinien lebend genannt. Wie Barbara Schmal jetzt bestätigt wanderte er mit seiner Frau Erna nach Argentinien aus.

Max Schmal⁷⁵

Ein weiterer Bruder von Frieda Schmal. Zum Glauben gekommen und getauft in der Bethel-Gemeinde Gubener Straße. Aber in der Zeit der Ausgrenzung wieder ausgetreten. Mit Mutter Rosa und Schwester Frieda wohnte er bis Ende September 1942 in Berlin in der Kopernikusstraße 4. Danach tauchte er unter und es gelang ihm die Flucht in die USA.

Martha Schmul, verh. Boche⁷⁶
(geb. 4.1.1901 in Briesen/Westpreußen – gest. 4.1.1996 in Heilbronn)

Die älteste Tochter der Familie Schmul. Getauft in der Berliner Baptistengemeinde Gubener Straße am 4. Februar 1917. Heirat mit Erich Boche (1898-1989) am 2.10.1919 in Berlin. Auch er stammte aus der Gemeinde Gubener Straße, getauft im März 1912 durch Prediger Tauchel. 1920 zogen sie nach Luckenwalde und wurden in die dortige Baptistengemeinde überwiesen. Hier nahmen Tochter und Schwiegersohn die Mutter Rosa in der NS-Zeit auf, ohne polizeiliche Anmeldung

⁷⁴Quellen: Gemeindearchiv Tempelhof; Akte Rosa Schmul, Entschädigungsamt Berlin, 20.726; E-Mail von Barbara Schmal, Brasilien, v. 23.11.2012.

⁷⁵Quellen: vgl. Frieda Schmal und STRÜBIND, Christen 124 Anmerkung 49.

⁷⁶Quellen: Akte Rosa Schmul, Entschädigungsbehörde Berlin, 20.726; Entschädigungsakte Erich Boche, Entschädigungsbehörde Berlin, 957 (darin ein Foto von ihm von 1946); Entschädigungsakte Martha Boche, Entschädigungsbehörde Berlin 1293; Gemeinderegister Baptistengemeinde Luckenwalde; Mitgliedsschein Erich und Martha Boche, Luckenwalde; Brief v. Sebastian Thierfelder, Luckenwalde, v. 7.7.2011; ders., E-Mail v. 27.10.2011.

und ohne Lebensmittelkarten. Ihr Mann führte in Luckenwalde ein Fahrradgeschäft in der Wilhelmstraße 13. (Warum er am 5.9.1926 von der Gemeinde ausgeschlossen wurde, ist nicht mehr zu ermitteln. Seine Frau trat ein Jahr später aus der Baptistengemeinde aus, am 11.9.1927) Er wurde 1942 denunziert, verhaftet und wegen staatsfeindlicher Äußerungen zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung seiner Haft in Berlin-Moabit wurde er in Luckenwalde zur Zwangsarbeit herangezogen, danach kam er bis zum Ende des Krieges in ein Lager der Organisation Todt in Zerbst. So konnte er seiner Frau wenig beistehen. Sie stand unter „ständiger Bewachung und Kontrolle durch die Gestapo in Luckenwalde.“ 1952 berichtete sie über diese Zeit: „Ein besonderer Umstand verzehrte vollends meine Herz- und Nervenkräfte: Vom Oktober 1942 bis zum Umbruch Ende April 1945 beherbergte ich illegal meine aus Berlin geflüchtete Mutter in meiner Wohnung in Luckenwalde. Unter dem Verdacht dieser Unterbringung wurde ich von der Gestapo kontrolliert und beobachtet...“ „Haussuchungen und Vorladungen zur Polizei wiederholten sich. Meine Mutter zu verbergen gelang nur dadurch, dass wir sie in einem etwas abgelegenen Lagerraum unseres ehemaligen, Ostern 1943 endgültig geschlossenen Geschäftes untergebracht hatten.“ Die Zeit der illegalen Aufnahme dauerte vom 30.9.1942 bis Ende April 1945. Ende 1945 wurden beide wieder in die Baptistengemeinde Luckenwalde aufgenommen. 1946 zog sie mit ihrem Mann wieder nach Berlin-Friedenau und beide ließen sich mit ihrer Tochter Ruth (geb. 2.3.1925, getauft 21.4.1946 in Luckenwalde, später verheiratete Hempel) am 15.4.1947 in die EFG Berlin-Schöneberg überweisen. 1961 zogen sie nach Süddeutschland. Zuletzt lebte sie mit ihrem Mann in Heilbronn. Dort ist er 1989 verstorben, sie verstarb 1996. Die Tochter Ruth emigrierte nach Brasilien.

Frieda Schweer⁷⁷
(geb. 1915 in Borgstedt - ?)

Vermutlich Judenchristin. Mitglied der Baptistengemeinde Berlin-Charlottenburg. Seit 1937 im Ausland, zuerst in Belgrad, dann ab 1938 in USA (Bronxville, Chicago).

Else Selka, geb. Glück⁷⁸

⁷⁷Quelle: LEISTEN, Wie alle 109.

⁷⁸Quellen: Jahrbücher der Baptistengemeinde Breslau 1, Marthastrasse (nur zum Teil erhalten), Oncken-Archiv Elstal, 6.2. Breslau Nr. 20; STRÜBIND, Freikirche 269 und Anmerkung 54; E-Mail vom 5.7.2011 von Günther Peterlein, Versorgungsamt/Amt für

(geb. 26.6.1884 in Breslau – umgekommen im Zwangsarbeitslager Lublin
1942/1943)

Holocaustopfer aus Breslau. Sie stammte aus einem liberalen Judentum. Ihr jüdischer Ehemann kam aus einer streng gläubigen Familie. Kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 fiel er. Als Witwe mit zwei Töchtern zog sie in ein Haus, das der Baptistengemeinde Breslau 1, MarthasträÙe 20, gehörte. Sie besuchte die Evangelisationsvorträge der Gemeinde. 1919 oder 1920 bekannte sie sich öffentlich zu Jesus als dem Messias und ihrem Heiland und wurde getauft. Daraufhin wollten die Verwandten des Ehemanns die Kinder von der Mutter trennen und jüdisch erziehen. Da die Mutter im Glauben fest blieb, sagten sich die Verwandten von ihr los und entzogen jegliche materielle Hilfe. Die Mutter musste selbst für den Lebensunterhalt für sich und ihre beiden Töchter aufkommen.

Erna Eggert schrieb 1960 über ihre Mutter⁷⁹: „Meine Mutter war eine treue Beterin und die Bibel war bei uns das tägliche Brot. Mutter versäumte kaum einen Gottesdienst oder eine Bibelstunde. Sie war immer da zu finden, wo Gotteskinder beisammen waren. Wir gehörten zu der judenchristlichen Allianz und zu dem Missionskreis von Missionar F. ... Meine Mutter, die es nicht wahrhaben wollte, dass sie nun als Christin auch unter die Leiden der Juden kommen würde, lehnte jede Hilfe von außen (aus der Schweiz) ab. Vater war für Deutschland gefallen, sie war getauft, was könnte ihr schon geschehen. Im Oktober 1941 wurde sie deportiert, zuerst in ein Lager, später nach Lublin und von da in die Gaskammer. Über Missionar F., der noch am Leben ist, erfuhren wir, dass Mutter noch vielen Leidensgenossen zum Segen geworden ist. Bei ihrem letzten Abschied von Familie F., auf dem Weg nach Lublin, hat Mutter gesagt: 'Gott macht keine Fehler'. Sie ging sehr getrost und geläutert den Weg.“

Nach Auskunft des ITS Bad Arolsen verhaftete sie die Gestapo in Breslau am 13. Oktober 1941 und lieferte sie in das „Ghetto Kloster Grüssau bei Landshut“ ein, von wo sie im Mai 1942 zum „UG. Breslau“ und im Juni 1942 zum „Ghetto Lublin“ überstellt wurde.

Irmgard Claas kann in ihren Lebenserinnerungen⁸⁰ ergänzen:

„1941 wurde mein Vater [ergänze: Max Saffran] vom Bund gebeten, die Großstadt-Gemeinde Breslau mit etwa 1000 Mitgliedern und vielen Stationen in

Wiedergutmachung Hamburg, Adolph-Schönfelder-Str. 5; E-Mail ITS Bad Arolsen v.
12.10.2012 (Fallkorrespondenz T/D 430.923, Dok.ID 99866912, ITS Archiv).

⁷⁹Quelle: Die Gemeinde 17/1961, 11f. Wieder abgedruckt in: Festschrift 150 Jahre Oncken-Gemeinde Hamburg 1984, 53-55.

⁸⁰ Autobiografisches von Irmgard Claas, Grundschtötel, begonnen 2003: Abschnitt „Breslau 1941-1943 bzw. 1945“ (Oncken-Archiv Elstal).

Niederschlesien zu übernehmen...In Breslau wohnte eine alte Schwester mit uns im gemeindeeigenen Haus, "Tante Selka". Ich habe sie schwach in Erinnerung, fast durchsichtig, still und unauffällig, irgendwie bemitleidenswert. Ich bekam mit, dass meine Mutter ihr manchmal Essen an die Tür brachte, aber schnell verschwand. Tante Selka kam treu zu den Gottesdiensten, war aber für mich mit einem Schleier von Heimlichkeit umwoben. Irgendwann war sie ausgezogen, und ein "Parteibonze" bezog ihre Wohnung. Später erfuhr ich von den Eltern, dass sie wahrscheinlich in ein Lager gebracht wurde. Tante Selka war Jüdin. Nach Jahrzehnten traf ich ihre Tochter, die rechtzeitig nach England evakuiert worden war. Sie bestätigte mir, dass die Mutter im KZ gestorben ist. Die Eltern erzählten später, dass Vater sich bemüht hat, etwas über sie herauszubekommen und ihr zu helfen, aber er wurde von der Gestapo verwarnt, sich heraus zu halten.“

In den nur zum geringen Teil erhaltenen Jahrbüchern (Mitgliederverzeichnissen) der Gemeinde Breslau ist Else Selka, Witwe, samt ihrer Tochter Erna für das Jahr 1934 verzeichnet. Die Jahre 1936 und 1937 allein die Mutter. Im Jahrbuch 1941 wird sie nicht mehr erwähnt.

Auch Adolf Böcker⁸¹ kann in seinem Erinnerungsmanuskript die Situation in Breslau erhellen:

„Mitten im Krieg übernahm M.S. [gemeint ist Max Saffran] die große Gemeinde Breslau, die predigerlos geworden war. Schw. Saffran berichtet über diese Zeit: 1941- 1945, dass der Dienst ihres Mannes unter der Überwachung durch die Gestapo sehr schwierig war, zumal in der Gemeinde Juden und ausländische Christen zu betreuen waren. Gebetsstunden mit jüdischen Geschwistern fanden heimlich in Saffrans Wohnung statt...“ Weiter berichtet Böcker über Gestapoverhöre, weil Prediger Saffran mit seiner Frau junge russische Frauen besucht und mit Kleidung versorgt hatte. Diese waren zur Zwangsarbeit ins Riesengebirge verpflichtet worden und hatten den Kontakt zur Baptistengemeinde in Breslau gesucht. Wie durch ein Wunder sei er nach den Verhören freigegeben worden.

Das Zwangsarbeitslager für Juden in Lublin⁸² wurde Ende 1939 eingerichtet. Ab Dezember 1940 wurden jüdische Kriegsgefangene eingeliefert, später Zivilisten. Die Lagerverwaltung behandelte die Insassen mit äußerster Brutalität. Am 3.November 1943 wurden alle etwa 2500 Lagerinsassen nach Majdanek geführt und dort erschossen.

Breslau⁸³ war nach Berlin und Frankfurt die Stadt mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil. Die meisten wurden zwischen November 1941 und April 1944

⁸¹Grundschoffel 1984, "Erinnerungen an die NS-Vergangenheit" (Oncken-Archiv Elstal).

⁸²GUTMAN, Enzyklopädie, Art. Lublin-Lipowa.

⁸³GUTMAN, Enzyklopädie, Art. Breslau.

nach Theresienstadt und Auschwitz deportiert. Nur 150 Juden in Mischehen überlebten den Holocaust.

Margot Selka⁸⁴

(geb. 19.11.1910, vermutlich in Breslau - ?)

Tochter von Else Selka, Schwester von Erna Eggert.

Erna Eggert schreibt über sie: „Meine Schwester wurde am Silvesterabend 1922 [ergänze: in der Baptistengemeinde Breslau] getauft. Sie wurde Diakonisse in Hamburg bei Pastor F. und ging 1937 nach Indien als Missionarin der Zenana Bible Medical Mission.“ (Die Senana-Mission, Missionsarbeit unter indischen Frauen, 1882 von baptistischen Frauen gegründet, bestand bis 1940)

Da im Albertinen-Diakoniewerk eine Diakonisse Selka gänzlich unbekannt ist, handelt es sich bei Pastor F. nicht um Hans Fehr, Direktor vom „Diakonissenhaus Siloah“, 1940 in „Albertinen-Haus“ umbenannt, sondern um den judenchristlichen Pastor der Jerusalem Kirche, Hamburg, Dr. Arnold Frank, der zugleich Gründer und Leiter des Diakonissen- und Krankenhauses Jerusalem war. Eigentum von Krankenhaus und Diakonissenanstalt wurden 1934 auf das Mutterhaus in Bern übertragen, um es vor dem Zugriff der Nazis zu schützen. In der Blütezeit standen fast 80 Diakonissen in der Jerusalem-Arbeit.

Aus dem Archiv des Diakonissenhauses Jerusalem in Hamburg, geht hervor: Margot Selka, geb. 19.11.1910, trat am 4.6.1930 in das Diakonissenhaus Jerusalem in Hamburg ein und legte ihr Krankenpflege-Examen am 17.3.1933 ab. Pastor Arnold Frank teilte in seinem Monatsblatt „Zions Freund“ (Januar 1934) mit, dass sie von der Schwedischen Judenmission nach Wien berufen wurde. Diese judenchristliche Mission unterhielt seit 1920 in der Seegasse 16 eine Station, die im Mai 1941 ihre Arbeit endgültig einstellen musste. Ab 1933 war Friedrich Forell, ein lutherischer Pfarrer jüdischer Herkunft aus Schlesien, Leiter der Missionsstation.

⁸⁴Quellen: Archiv Diakoniewerk Albertinen (Brief Harold Eisenblätter vom 29.9.2009); Jerusalemkirche Hamburg (Homepage); JENNER, H.: 150 Jahre Jerusalem-Arbeit in Hamburg. Jerusalem-Gemeinde. Diakoniewerk Jerusalem, Hamburg 2003; RÖHM, E./THIERFELDER, E.: Juden-Christen-Deutsche, Bd.1: 1933-1935. Ausgegrenzt, Stuttgart 1990, 303-310; vgl. Erna Eggert; Archiv Diakonissenhaus Jerusalem, Hamburg (Brief v. 5.11.2009, Diakonisse Annemarie Kohl); Zeitschrift „Zions Freund“, hg.v.Arnold Frank, Hamburg, Januar 1934; über die Senana-Mission vgl. Günter Balders, in: MOTEL, H.-B. (Hg.): Glieder an einem Leib. Die Freikirchen in Selbstdarstellungen, Konstanz 1975, 109. Teilweise wiederabgedruckt in: Blickpunkt Gemeinde 1/1984, (10-18) 17; vgl. auch DONAT, RUDOLF: Das wachsende Werk, Kassel 1960, 500f.

Schon ein Jahr später kehrte sie am 18.1.1935 wieder nach Hamburg zurück und erhielt ihre Einsegnung am 29.11.1936. Sie verließ schließlich das Diakonissenhaus am 29.4.1937, um von London aus in die Senana-Missionsarbeit nach Indien zu gehen. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Judenchristliche Mitglieder in der Baptistengemeinde Frankfurt, Am Tiergarten

Gemeindeleiter Becker⁸⁵ schreibt in einem Brief nach dem Krieg: „Alle unsere Gemeindeglieder waren entrüstet und entsetzt, als sie von den Synagogenbrandstiftungen erfuhren, umsomehr, als wir selbst jüdische Mitglieder hatten, für die wir das Schlimmste befürchten mussten.“
„Welches Schicksal die jüdischen Baptisten Am Tiergarten hatten, lässt sich anhand des Gemeindearchivs nicht klären, zumal in den Jahren 1941 bis 1945 keine Mitgliederverzeichnisse erstellt wurden.“⁸⁶
Der baptistische Judenmissionar Naphtali Rudnitzky arbeitete von 1927 bis 1932 in Frankfurt. „In der Baptistengemeinde Frankfurt traf Rudnitzky auf einige Judenchristen.“⁸⁷

Judenchristliches Mitglied in der Baptistengemeinde Erfurt

„Im Jahr 1939 wurde in unserer Gemeinde ein Gemeindeglied für den Vorstand vorgeschlagen. Weil dessen Mutter jüdischer Mischling sei, wurde dieser Vorschlag für hinfällig erklärt. Es erfolgte auch die Streichung als Abgeordneter.“ (Kurt Schwinkowski, Gemeindebrief EFG Erfurt 3/2010 (Juni/Juli), 25.)

Südosteuropa

Erich Sigurd Gabe und dessen Mutter Stefanie Gabe⁸⁸

⁸⁵zitiert nach: 150 Jahre illustrierte Geschichte der EFG in Frankfurt am Main, Am Tiergarten, 2001, 46 (Text: Achim Körner, Tobias Pohl).

⁸⁶A.a.O.

⁸⁷HENTSCHEL, Rudnitzky 52f.

⁸⁸Quellen: Freikirchenforschung 8/1998, 212f.224-226; die Taufe erwähnt auch N.Rudnitzky im „Oelberg“, Nr.74, 1936, 19, vgl. HENTSCHEL, Rudnitzky 84; Gemeinderegister und Protokollbuch der deutschen Baptistengemeinde Bukarest, Bd.2, 137.138.156 (Oncken-Archiv Elstal); Hebrew Christian, London, 2/1990 ff.

Erich Gabe, geb. 6.5.1915 in Sereth, getauft mit seiner Mutter in der deutschen Baptistengemeinde Bukarest am 22.12.1935. Aus dem Protokollbuch der Baptistengemeinde Bukarest vom 13. November 1938 geht hervor: „Br. Gabe an die ´jüdische Baptistengem. Chisinau` [= Kischineff] überwiesen.“ Er war zuletzt Sekretär, Hilfsprediger und Dirigent der judenchristlichen Gemeinde Kischineff. Im Juni 1939 gelang ihm die Emigration nach England durch eine Einladung des judenchristlichen Pastors Averbuch. Heute ist er anglikanischer Pfarrer in London-Barnet.

Seine Mutter Stefanie Gabe „wird auf eigenes Ansuchen an die judenchristliche Gemeinde in Chisinau [= Kischineff] überwiesen“ (laut Protokollbuch Bukarest am 8. Oktober 1939). Sie kam im Holocaust um.

Moses Richter⁸⁹

(geb. 25.12.1899 in Kischineff – gest. 14.2.1967 in London)

Baptistischer Judenmissionar. Er ist in einer russisch-jüdischen Familie aufgewachsen. Sprachlich und musikalisch begabter Autodidakt. Richter sprach fließend jiddisch (seine Lieblingssprache), hebräisch, russisch, rumänisch, deutsch und englisch. Am 24.4.1924 wurde er vom judenchristlichen Pastor Lew Averbuch in Kischineff getauft. Von 1929 bis 1931 erhielt er eine Ausbildung an der Bibelschule St. Andrá in Villach/Kärnten. Er wurde als Judenmissionar von 1931 bis 1935 von der Vereinigung Deutscher Baptistengemeinden in Rumänien angestellt, hauptsächlich für Czernowitz, wo er auch wohnte. Moses Richter: „Im breiten Schaufenster des Lokals der rumänischen Baptisten im Stadtzentrum in der Nähe des jüdischen Tempels wird eine aufgeschlagene hebräische Bibel dekoriert. Daneben steht auf einem großen Plakat: ´Es wird über Jeschua Hamaschiach, der unsere Sünden vergibt und der bald dem Leiden Israels ein Ende machen wird, gepredigt.“ Bei seiner Vorstellung zum Dienstbeginn 1931 schrieb er: „... ist es am hauptsächlichsten notwendig, dass alle Brüder und Schwestern dieser Sache mit Gebet und Seele helfen. Sage mir, lieber Bruder und Schwester, wie Du einen Juden liebst, werde ich Dir sagen, was für ein Christ Du bist“ (Täuferbote 12/1931, S.15). Ab 1. März 1936 war er Mitglied in der deutschen Baptistengemeinde

⁸⁹Quellen: FLEISCHER, ROLAND: Begegnungen von Baptisten und Juden in Südosteuropa, in: Freikirchenforschung 8/1998, 205-229, bes. 216ff; BBKL, Bd. 19, 2001, Sp.1139-1141; Wahrheitszeuge Nr.9, 1932, 71; Täuferbote 12/1931 bis 1/1935; Gemeinderegister und Protokollbücher der Baptistengemeinde Bukarest (Oncken-Archiv Elstal). *Siehe jetzt auch Historisches Lexikon des BEFG.*

Bukarest und zugleich angestellt von der anglikanischen Judenmission. Wahrscheinlich konnten die Baptistengemeinden ihn nicht mehr bezahlen. Im Januar 1938 wurde er nach Warschau eingeladen. Sowohl die anglikanische Judenmission als auch die Mildmay Mission hatten dort eine Gemeindestation. Die der Mildmay Mission war der Baptistengemeinde Warschau angegliedert. Im Herbst 1938 gelang ihm die Emigration nach England. In London wurde er Mitarbeiter der Missionsgesellschaft „Hebrew Christian Testimony to Israel.“ Auch an der Übersetzung des NT ins Jiddische arbeitete er mit. Sie erschien zuerst 1941, herausgegeben vom Judenchristen Henry Einspruch. Bis zu seinem Tod 1967 war er Mitglied der Abbey Road Baptist Church in London.

Städte, in denen sich judenchristliche Kreise bildeten, die oft in Verbindung mit Baptistengemeinden standen:
Dresden⁹⁰, Frankfurt/Main – Am Tiergarten⁹¹, Breslau⁹², Berlin.⁹³

In Polen:⁹⁴
Warschau, Lodz⁹⁵.

In Österreich:
Wien⁹⁶

⁹⁰HENTSCHEL, Rudnitzky 14f.24.25.51f.55; DERS., Freikirchenforschung 10/2000, 392; 100 Jahre Begegnungen. Zur Geschichte der Baptistengemeinde Dresden, 1992, 58-60.

⁹¹HENTSCHEL, Rudnitzky 52f.98f; STRÜBIND, Christen 134 mit Anmerkung 87; LEISTEN, Wie alle 129.

⁹²STRÜBIND, Freikirche 269; Böcker, Erinnerungen 1984 (Oncken-Archiv Elstal).

⁹³Ehepaar Moran, Julius Katz, Mildmay Mission; HENTSCHEL, Rudnitzky 13f.15-17.29.47-51.53f; DERS., Freikirchenforschung 10/2000, 391-395.396.397.398; STRÜBIND, Freikirche 261.263.266; LEISTEN, Wie alle 128.

⁹⁴KLUTTIG, R.L.: Geschichte d.dt.Baptisten in Polen, Winnipeg 1973, 287-291 (Warschau und Lodz); FLEISCHER, Freikirchenforschung 8/2008, 226 (Warschau); FORNACON, Judenmission 6 (u.a. Lodz).

⁹⁵„Missionserinnerungen“ v. W.A.Gutsche, in: KLUTTIG, Geschichte 238: „Wir hatten in unserer Gemeinde etwa 20 jüdische Mitglieder. Von dieser Gruppe unserer Gemeinde konnten wir nicht einen retten...“ Missionar Rosenberg jun. wurde 1943 mit dieser Gruppe nach Majdanek deportiert und ermordet.

⁹⁶GRAF-STUHLHOFER, FRANZ: Öffentliche Kritik am Nationalsozialismus im Großdeutschen Reich. Leben und Weltanschauung des Wiener Baptistenpastors Arnold

In Südosteuropa⁹⁷:
Czernowitz, Bukarest, Kischineff⁹⁸

Die Lebensschicksale der Baptisten jüdischer Herkunft sind oft erschütternd und für uns heute beschämend. Eindringlich berührt im Rückblick, wie sie ihre Bedrängnis und Verfolgung als Bewährung des Glaubens annahmen. Ihr Lebenszeugnis ist insgesamt noch wenig beachtet worden. Einzelne Gemeinden jedoch haben mutig begonnen, sich der Judenchristen in ihrer Mitte zu erinnern und sie zu ehren. Zu den ersten Gemeinden gehören nach der Oncken-Gemeinde Hamburg (1984) Berlin-Tempelhof (1987) und Dresden (1992). Ehrende Erinnerung geschieht, indem wir ihre Namen nennen, ihre Lebensgeschichte dokumentieren und sie als Opfer zu Wort kommen lassen. Dabei gilt es, unser Versagen ihnen gegenüber nicht zu verschweigen.

Im Rückblick wird auch deutlich, warum die Aufarbeitung ihrer Geschichte so spät begonnen hat. Die Erinnerung an jüdische Schwestern und Brüder erinnert uns nämlich an fehlende Solidarität, mangelnden Mut, Anpassung und ängstliches Schweigen im totalitären Staat. Diese Schuld zu erkennen und einzugestehen, fiel schwer.

Die ersten Erinnerungen von baptistischen Judenchristen veröffentlichte Schriftleiter Walter Paulo in „Die Gemeinde“ 1959 (Ehepaar Moran) und 1961 (Erna Eggert). Aber es dauerte noch einmal fast zwei Jahrzehnte bis ein „offizielles“ erstes Schuldbekenntnis erfolgte (1978). Einzelpersonen und einzelne Gemeinden haben dies viel früher getan.

Die erhaltenen Quellen reichen oft nicht aus, um Baptisten jüdischer Herkunft zu identifizieren. Erst die Erinnerung von Angehörigen, Kindern und Enkeln der Opfer sowie von Zeitzeugen hilft hier weiter. Ihr Zeugnis verdient Respekt.

Sich erinnern kann bei allem Schmerz auch ein heilvoller Prozess sein. Besonders dann, wenn wir uns mit dem Mut zur Aufrichtigkeit und dem Bekenntnis eigenen Versagens der Geschichte stellen, ohne nach schnellen Rechtfertigungen zu suchen. So stehen wir wahrhaftig vor dem lebendigen Gott, von dem allein wir Vergebung erlangen.

Köster (1896-1960), Neukirchen 2001, 35-37. 224f. 237; Böcker, Erinnerungen 1984 (Oncken-Archiv Elstal).

⁹⁷ siehe Moses Richter; Täuferbote 1936, Juni, 4; Dezember, 5f.; Wahrheitszeuge 1936, Nr. 32, 255; 1937, Nr. 26, 208; FLEISCHER, Freikirchenforschung 1998, 205-229, bes. 211-227.

⁹⁸ „jüdische Baptistengemeinde“, Pastor Lew Averbuch.

*„Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von Ewigkeit her
gewesen sind. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner
Übertretungen...Gott, erlöse Israel aus aller seiner Not!“ Psalm 25,6.7a.22*

Ich danke allen, die mir durch Gespräche, Briefe und Recherchen in ihren Familien-
und Gemeindearchiven geholfen haben. Für weitere Hinweise bin ich dankbar.
Roland Fleischer, Pastor i.R., Krügers Redder 5, 22177 Hamburg, E-Mail:
R.B.Fleischer@gmx.de (Stand:9. November 2020).